Paed. Pr.
3289.

~~Paed. 332 m~~
[Schneid]
Paed. Pr.
3289

<36634504560017 S
<36634504560017
Bayer. Staatsbibliothek

Erzählungen,

den

Eltern, Kindern und Dienstboten

geweiht

vom

Verfasser der armen Hirtenfamilie.

Drittes Bändchen.

Landshut, 1835.
Verlag von G. Joseph Manz.
(Krüll'sche Universitätsbuchhandlung.)

Wd

Isidor und Sabina.

Ein Spiegel

für

Jung und Alt,

woraus man erkennen kann, was Häuslichkeit und Arbeitsamkeit vermögen.

Vom

Verfasser der armen Hirtenfamilie.

Landshut, 1835.
Verlag von G. Joseph Manz.
(Krüll'sche Universitätsbuchhandlung.)

155. B
6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Geschichte, wie ich sie dir, lieber Leser! hier übergebe, ist ihrem Hauptinhalte nach eine wahre Geschichte, die sich während der Zeit meines Amtslebens zugetragen und verwirklichet hat. Ich bearbeitete sie für den Druck nur etwas weitläufiger, um sowohl die Geschichte selbst angenehmer und interessanter darzustel-

stellen, als auch um auf mehrfachere Weise nützen zu können; denn nur in der Absicht nützlich zu werden, und ja aus keiner andern wurde diese Geschichte geschrieben — daß sie erreicht werde, ist der einzige Wunsch

des Verfassers.

1.

Isidor und Sabina.

Isidor war der Sohn eines Kleingütlers, der viele Kinder und wenig Brod hatte. Durch einen unglücklichen Sturz vom Dache verlor der Vater dieser armen Familie an eben jenem Tage das Leben, an welchem Isidor fünfzehn Jahre alt geworden. Traurig und unter beständigem Schluchzen ging die Mutter mit ihren Kindern von der Begräbniß des lieben unglücklichen Vaters nach Hause.

Als sie in der Stube angekommen waren, suchte sich jedes der Kinder einen Winkel, um ungestört weinen zu können. Die Mutter warf sich am Tische vor einem Christusbilde nieder, rang wehmüthig die Hände und seufzte unter vielen Thränen, ihre Augen auf das Christusbild geheftet: „O lieber Jesus! hat uns der Vater bei all' seinen Mühen und Sorgen nur wenig Brod verschaffen können, was werde nun ich verlassene Wittwe mit meinen vielen Kindern anfangen? Herr! wenn jetzt du nicht mein Helfer bist, so weiß ich einmal nicht, wie ich meine vielen Kinder ernähren und groß ziehen könne."

So weinte und flehte die Mutter eine gute Weile, da ging Isidor, der sich indessen etwas ausgeweint hatte, aus seinem Winkel ganz leise zur Mutter hin und sagte: „Liebe Mutter! weine doch nicht gar so sehr und tröste dich.

Ich und mein Bruder haben von unserm seligen Vater die Bauernarbeit gut erlernt; ich kann dienen, und der Bruder kann zu Hause mit dir und dem übrigen Geschwister die Wirthschaft führen. Ist es dir recht, liebe Mutter, so werde ich mich gleich Morgen um einen Dienst umsehen.

Die Mutter, welche unterdessen auch wieder etwas mehr zur Besinnung gekommen war, billigte ganz und gar das Vorhaben des Isidors. „Ja, mein Sohn, sagte sie: Wenn du dir in einem christlichen Hause einen Dienst zu verschaffen weißt, so ist es mir recht und lieb, so nothwendig ich dich auch zu Hause brauchen könnte. Der liebe Gott wird uns schon forthelfen. Führe dich nur unter fremden Leuten gut auf; habe Gott vor Augen und im Herzen; hause und verschwende nichts, damit du deinem kleinen Geschwister mit der Zeit

etwa auch einen Kreuzer Aushilfe spen-
den kannst. Gott sey mit dir!" — So
sprach die Mutter, und ehe zwei Tage
vergingen, hatte Isidor auch schon sei-
nen Dienst in einem recht braven Hau-
se, und gewann sich sein Brod als
Dienstbote. —

Sabina hatte gleichfalls ihre Eltern
in den ersten Jugendjahren verloren,
und mußte sich von Kindheit an unter
fremden Leuten fortbringen. Da sie aber
von ihrer ersten Diensteszeit an immer
sehr arbeitsam, willig und gottesfürchtig
war, so war sie in jedem Hause, wo
sie diente, recht wohl gelitten. Man
nannte sie gemeiniglich nur die gute Sa-
bine; denn überall, wo sie in Dienst
hinkam, war ihr erster Gruß: „Lasset
mich halt auch unter euch fortkommen,
meine lieben Leute! sehet, ich habe ge-
sunde Hände und einen recht guten Wil-
len mitgebracht, um mit euch zu arbei-

ten, und ein redlich Herz, um euch christlich zu lieben. Wenn wir in Frieden und Einigkeit zusammenleben, so wird der liebe Gott an uns ein rechtes Wohlgefallen haben." — Und dieser fromme und freundliche Gruß, den sie immer voll Anmuth und Demuth aussprach, gewann ihr in jedem Hause, wo sie diente, schon gleich beim Eintritte die Herzen aller, und in der ganzen Nachbarschaft war keine Seele, welche die Sabina nicht als eine gutmüthige, fromme und rechtschaffene Dienstmagd liebte und schätzte.

Als solch eine brave und überall im besten Rufe stehende Hausmagd lernte sie in der Zeit auch Isidor kennen, und allgemein hieß es jetzt: „Nun diese zwei sind wie von Gott zusammen geschaffen." Sie waren beide gut gebildet und gesund, stark und kräftig, flink und behend, häuslich und fleißig, red-

lich und getreu, fromm und gottesfürchtig. Als so gleich gestimmte Seelen liebten sie sich auch; ihre Liebe war herzlich und aufrichtig, aber durchaus züchtig und ehrbar. Nichts ging ihnen ab, als eine eigene Hauswirthschaft. Hätten sie diese, so glaubten sie, daß nichts in der Welt für sie mehr zu wünschen übrig wäre.

Aber wie sie das anfangen sollten, da war guter Rath theuer. Leerhäusler ohne irgend einem Ackergrunde zu werden, war ihnen zu unsicher, um eine Familie ehrlich ernähren zu können. Einen Bauernhof zu kaufen, schien für sie unmöglich, weil zum Ankaufen ihre Mittel viel zu wenig waren, indem Isidor hundert Gulden erspartes Geld und hundert Gulden Erbschaft, Sabina aber fünfzig Gulden als Ersparniß, und zweihundert fünfzig Gulden als freiwilliges Geschenk von ihren Pathen und

Großältern, also Beide zusammen fünfhundert Gulden im Vermögen hatten.

Jedoch treue und standhafte Liebe trat hier ins Mittel. Ein reicher Wittwer im Dorfe wollte die brave Sabina zum Weibe haben. Wäre Isidor dieser Brautwerber gewesen, so würde sie ihm mit offenen Armen entgegen geflogen seyn. Aber weil es Isidor nicht war, so schlug sie den Antrag aus, so glücklich es auch immer heissen möchte, mit wenigem Gelde einen reichen Mann und einen großen Hof zu erheirathen; denn Sabina glaubte ohne den Isidor nicht glücklich zu werden. —

2.

Haben Isidor und Sabina noch zur Heirath kommen können?

Ungemein erfreute es den Isidor, als er mit Gewißheit vernommen, daß die gute Sabina ihm zu Liebe einen so

vortheilhaften Heirathsantrag ausgeschlagen habe, und Tag und Nacht lag ihm jetzt der Gedanke am Herzen, wie er selbst die Sabina glücklich machen könne. So mißlich es auch anfänglich für die guten Leute aussah, so glückte es ihnen mit der Gnade Gottes am Ende doch, und beide wurden miteinander glücklich.

Isidor hatte nämlich schon lange im Sinne, einen ödliegenden Hof, welcher nur eine Viertelstunde von dem Dorfe, worin er diente, entfernt lag, käuflich an sich zu bringen, und jetzt wagte er es um so mehr, aus Furcht, Sabina könnte ihm doch einmal entgehen, wenn öfters so reiche Männer kämen, und sie heirathen wollten. Mit ihrer halben Einwilligung übernimmt er nun dieses große und weitläufige Bauerngut — der Buchhof genannt — und da er nur eine kleine Summe zum Kaufschilling auszahlen konnte, so mußte er

eine große Schuldenlast zugleich übernehmen.

Von allen Seiten wurde ihm zwar der Ankauf als höchst gefährlich geschildert, und selbst Sabina, von den Leuten aufgeredet, äußerte nachher viele Bedenklichkeiten und Kummer. „Lieber Isidor! sagte sie mehrmals zu ihm: wir können da in unserm ganzen Leben nicht aus den Schulden kommen, und die Kinder wollen einst auch Versorgung haben. Bedenke daher wohl, was du unternimmst, und überlege alles gut mit Gott.“

Und wirklich stand die Sache auch nicht am besten. Der Hof wurde um zweitausend Gulden gekauft, und die Käufer Isidor und Sabina hatten zusammen nicht mehr, als fünfhundert Gulden. Der Gutsherr, zu dessen Gerichtsbarkeit der Buchhof gehörte, strich davon dreihundert Gulden vom Tisch

herab in seinen Säckel, hundert Gulden zog der vorige Besitzer, und die letzten hundert Gulden behielten die Käufer in den Händen, um die nothwendigsten Ausgaben zu bestreiten, und sich die unentbehrlichsten Bedürfnisse anzuschaffen.

Es blieb also eine Schuld von neunzehnhundert Gulden, wovon tausend als Kapital auf dem Hofe liegen blieben, mit fünf vom Hundert zu verzinsen, und neunhundert mit jährlichen Fristen von fünfzig Gulden zu bezahlen waren. Die ganze Hofstätte sah einer Brandstätte ähnlich, und die Felder einer Wildniß. Die meisten Aecker lagen öd und unangebaut, die Wiesen waren verwildert, der Wald durch häufiges Holzabschlagen sehr beschädigt, das Vieh wenig und schlecht, die Ställe und Scheunen baufällig, die Feldgeräthschaften und die Hausfahrnisse abgeschwendet und verdorben, kurz, wo man nur hin-

sah, sah man nichts als Mangel, Armuth und Noth.

Doch, so unsicher und zweifelhaft zum Fortkommen auch immer die Sache auf dem Buchhofe stand, ließ sich Isidor doch nicht abschrecken. Er faßte Muth mit vollem Vertrauen auf Gott, und sagte zu der immer noch bedenklichen Sabina, wie zu andern Leuten, die über den Kauf die Achsel zuckten: „Der Buchhof gehört einmal unser. Mit der Hilfe Gottes wird alles recht werden. Liebe Sabina! laß uns nur jetzt allererst sorgen, daß wir bald Mann und Weib werden, und die Hauswirthschaft mit Ernst und Fleiß betreiben können. —

3.

Ein Zufall schiebt die Hochzeit auf, und — was für einer?

Während Isidor und Sabina schon einige Tage Brautleute waren, fing Sa-

bina auf einmal zu kränkeln an. Sie kam von einer Feldarbeit ganz matt nach Haus, klagte über viele und heftige Schmerzen am ganzen Leibe, und konnte nach wenigen Tagen ihr Bett ohne Hilfe nicht mehr verlassen. Der herbeigerufene Arzt aus dem nächsten Markte erklärte die Krankheit als ein heftiges Schleimfieber, und äußerte viele Gefahr. Die nothwendigen Arzneimittel wurden sogleich herbeigeholt, und von der Kranken nach der Vorschrift des Arztes in den verordneten Stunden genommen, aber immer verschlimmerte es sich mit der Sabina, und die Gefahr wurde sehr groß. Dieß bewog sie, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen, und alles nöthige auf die Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Sie ließ jetzt unverweilt den Isidor zu sich bitten, und sagte, wie er kam, mit halbgebrochener Stimme zu ihm: „Mein lieber Isidor!

wie du siehst, scheint es nicht Gottes Wille zu seyn, daß wir im Ehestande zusammen kommen. Ich bin recht matt und schwach am ganzen Leibe, und wenn der liebe Gott mit mir nicht anders verfügt, und die Arzneien nicht besonders segnet, so werde ich nicht mehr lange unter euch seyn. Ich habe aber jetzt noch eine Bitte an dich, lieber Isidor! welche du mir nicht versagen darfst. Wenn es denn der liebe Vater im Himmel in seiner Weisheit beschlossen hat, daß ich sterben muß, so behalte die dreihundert Gulden Aussteuer als ein Andenken von mir. Sie gehören dein, wie ich sie dir zugebracht habe. Du weißt, daß ich weder Geschwister noch sonstige Befreunde habe. Du allein sollst mein Erbe seyn. Lebe christlich und hause glücklich." — Darauf reichte sie ihm die Hand, und nahm Abschied von ihm.

Isidor konnte vor Schluchzen und

Weinen auch nicht ein Wort darauf antworten. Er warf sich auf die Erde hin, und bethete im Stillen so inbrünstig zu Gott, daß sich alle Anwesenden an ihm erbauet hatten, und auch mitbetheten. Als er ausgebethet und sich ausgeweint hatte, stand er auf, ging halb taumelnd zur Sabina hin, drückte ihr sanft die Hand und sagte: „Nein, liebe Sabina! Gott im Himmel wird so frommliebende Herzen nicht von einander trennen! Du wirst nicht sterben. Ich hoffe zu Gott mit ganzer Zuversicht, daß du wieder gesund, und wir beide in einer recht gesegneten Ehe zusammenleben werden. Vertrau nur recht kindlich auf Gottes Hilfe, und ich höre nicht auf zu bethen, bis dir der liebe Gott deine vorige Gesundheit wieder schenken wird.“ —

Die kranke Sabina sah ihn lächelnd an, und verfiel gleich darauf in einen

sanften Schlummer. Isidor und die übrigen Anwesenden entfernten sich bis auf die Krankenwärterin. In derselben Nacht hatte Sabina hart und viel zu leiden, so daß alle, die im Hause waren, glaubten, es sey ihre letzte Stunde nicht mehr ferne. Gegen Morgen erholte sie sich wieder etwas mehr, kam aber bald nachher wieder von Sinnen, und so trieb sie es abwechselnd einen Tag und eine Nacht fort. Der Arzt wußte während dieser Zeit selbst nicht mehr recht, was er von der Kranken halten soll. Bald glaubte er sie dem Tode nahe, bald wieder minder gefährlich, bis sie endlich am folgenden Tage gegen vier Uhr Abends aus einem tiefen Schlummer erwachte, und zu den Anwesenden mit letzer Stimme sagte: „Jetzt, glaube ich, werde ich wieder gesund. Es ist mir auf einmal ganz anders. Ich denke, der liebe Gott hat doch das Gebeth des guten Isidor

in Gnaden erhört. Je nun, es soll in Allem sein heiligster Wille geschehen! Wenn der Herr es so will, daß ich Isidors Weib werden soll, so will es auch ich.“ Und wirklich! von derselben Stunde an besserte es sich mit der Sabina von Tag zu Tag, und in einem Zeitraum von drei Wochen war die liebe Sabina wieder ganz hergestellt, und zur größten Freude des betrübten Isidors vollkommen gesund. —

4.

Die Hochzeit geht fort, und — wie wird sie gefeiert?

So wie die Sabina ihre vorige Gesundheit durch die Barmherzigkeit Gottes wieder erlangt hatte, wurden sogleich alle Anstalten zur baldigen Vermählung getroffen. In wenigen Tagen war alles in Ordnung, weil schon vor dem plötzlichen Erkranken der Sabina das Meiste geschlichtet worden. Nach

ohngefähr acht Tagen hatten sie Hochzeit; aber schon gleich bei ihrer Hochzeit zeigten sie eine zwar ungewöhnliche, aber sehr nützliche Art von Häuslichkeit. Sie hielten keinen öffentlichen Kirchengang mit Musikanten, und mit einer langen Reihe von Hochzeitgästen; sie hielten auch kein Hochzeitmahl im Wirthshause; sondern nach der Trauung, welche in der Stille ganz gottesfürchtig in der Kirche vor sich ging, nahmen sie die nächsten Anverwandten und einige andere gute Freunde und Nachbarn in das Haus, und bewirtheten sie mit Bier und Fleisch, mit Braten und Kuchen.

Hätten sie eine Hochzeit, wie es gewöhnlich ist, gehalten, so hätten sie sehr viele Gäste, Vettern und Baasen, Schwäger und Schwägerinnen, Nachbarn und Nachbarinnen bekommen. Allein dadurch hätten sie viel Zeit verschwendet und unnütz versäumt. Bis Isidor

alle diese Gäste geladen, bis er die Hochzeit angerichtet, gehalten und vollendet hätte, wären drei Wochen ohne Arbeit vorbeigestrichen. Er hätte auch für sich und seine Braut auf neue Kleidung und für die Musikanten, für Hochzeitlader und Hochzeitgäste auf Kränze und Rosmarinsträuße, eine unnütze Summe von wenigstens hundert Gulden ausgeben müssen. Er hätte vor dem Kirchengang und auf den Abend in seinem eigenen Hause für seine Gäste an Bier, Brandwein, Brod und Fleisch eine Ausgabe von beiläufig dreißig Gulden gehabt. Er hätte mehrere Pferde, womit seine Gäste geritten und gefahren angekommen wären, mit Haber und Heu, und ihre Knechte mit vollen Krügen und Schüsseln reichlich füttern müssen, mit einem Unkosten von wenigstens zehn bis zwölf Gulden: kurz, die Hochzeit würde ihn weit über hundert Gulden

gekostet haben, wenn er sie öffentlich gehalten hätte. Und über dieses alles hätte er noch die Schuldigkeit auf sich geladen, diesen hundert Gästen mit der Zeit einmal oder zweimal wieder entgegen ein gleiches zu erwiedern, und bei ihren und ihrer Kinder Hochzeiten auch als Gast zu erscheinen, und also eine Hochzeit in die andere auf drei Gulden gerechnet, eine Summe von dreihundert Gulden, zwar nach und nach, aber doch gewiß, ohne dem mindesten Gewinn hinauswerfen, und oft die vortheilhafteste Zeit mit offenbaren Schaden zu verschleudern.

So dachten Isidor und Sabina über Hochzeit- und Hochzeitfeier, und sie hatten auch ganz recht. Dadurch ersparten sie schon gleich Anfangs eine große Summe Geld, welches sie nützlicher und vortheilhafter auf die Feld- und Hauswirthschaft verwenden konnten.

Und so haushälterisch diese Braut-

leute schon bei ihrer Hochzeit waren, eben so waren sie das auch nachher bei allen Gelegenheiten als Eheleute. Wo der Aufwand nicht von der Nothwendigkeit erfordert wurde, sondern nur von bloßer Gewohnheit herrührte, suchten sie denselben auf alle Weise zu vermeiden. An dem Kirchweihfeste hatten sie nie auswärtige Gäste, wie sie selbst Niemand bei irgend einer Feierlichkeit als Gäste beschwerlich fallen wollten. So gerne sie übrigens unter den Leuten waren, und so lieb man sie in der Nachbarschaft und überall anderswo hatte, so entsagten sie doch diesen Vergnügungen freiwillig, weil sie dadurch sich von einer Ausgabe befreit wußten, welche im Jahre hindurch wenigstens drei oder vier Schäffel Getreid gekostet hätte. Dabei waren sie aber nichts weniger als Geitzhälse. Sie wollten lieber alle Tage zu Hause einen guten Tisch haben,

als das Jahr einigemal mit Unmäßigkeit schwelgen, und hernach Mangel leiden. Wenn Isidor einige seiner Nachbarn sah, wie sie an Sonn- und Feiertagen und an hohen Festen sich oft berauschten, und an den Werktagen mit Wasser zufrieden seyn mußten, dann sagte er immer zu Sabina: „Nicht wahr, liebes Weib, diese Leute machen es nicht klug; wenn sie alles das Bier, das sie in den Feiertagen hineinschütten, maasweise unter der Woche tränken, so würden sie an Feiertagen vergnügter und sündenfreier, und an den Werktagen freudiger seyn können. Ist wohl das nicht vernünftiger, Sabina, wenn wir an den Fest- und Sonntagen zu Hause bleiben, und hernach das, was andere oft auf einmal verzehren, auf alle Tage in der Woche eintheilen, und zu Hause täglich am Abend, wenn wir von der Arbeit ermüdet und entkräftet sind, uns

schön zusammensetzen, im Sommer vor der Hausthüre, im Winter hinter dem Ofen, und friedlich eine Maas Bier trinken; denn so bleiben wir immer froh, freudig und kraftvoll, und zur morgigen Arbeit aufgelegt.

Isidor und Sabina ließen aber auch den Dienstbothen keinen Abgang, alle hatten sattsam zu essen, und was sie ihnen auffetzten, war gut zubereitet und reinlich gekocht, und wenn etwas fehlte, so wollten sie sich lieber selbst den Bissen vom Munde weg absparen, als sehen, daß sie unzufrieden würden, und Sabina mit ihrem freundlichen Zureden widerlegte oft zuvor schon, was man gegen eine zu früh leer werdende Schüssel einwenden konnte.

Auf eine gleiche Weise waren beide auch sehr gutherzig und wohlthätig gegen die Armen, und besonders gegen die Hausarmen, welche sich öffentlich zu

betteln schämten. Wie sie diesen nur immer einen übrig gebliebenen Brocken vom Tische, oder ein Kleidungsstück, oder sonst irgend etwas von Feld- und Gartenfrüchten zustecken konnten, geschah es mit Herzlichkeit und Freude. Und wegen dieser ihrer Freigebigkeit und Häuslichkeit wurden sie von Gott reichlich gesegnet, wie wir bei weiterer Erzählung vernehmen werden. —

5.

Wie richteten Isidor und Sabina ihre Hauswirthschaft ein, und wie besorgten sie selbe, um bald aus den Schulden zu kommen?

Gleich von dem Tage an, wo Isidor den verfallenen Buchhof käuflich übernommen hatte, sann er auf Mittel und Wege, wie er bei allen Gattungen von Aufwand etwas ersparen, oder wohlfeiler durchkommen könne. Was er nun

derowegen that, war alles sorgfältig ausgedacht und regelmäßig angeordnet. Alles geschah zur bequemsten Zeit, mit der besten Art, in kürzester Zeit, mit wenigen Händen, mit wenigen Unkosten und folglich auch mit dem besten Vortheil.

Ein besonderes Augenmerk richtete Isidor immer auf die Baumannsfahrnisse und den Feldbau; denn diese, sagte er, sind die Brodgewinner." — War etwas am Pfluge, an der Egge, an den Zugvieh- und Pferdegeschirren zerrissen oder gebrochen, so wartete er nicht, bis der Riß oder Bruch groß wurde, alsogleich mußte es hergestellt werden. Er lief aber nicht alsogleich zum Schmied, zum Wagner und zum Sattler, sondern, wo die Beschädigung sehr klein war, besserte er es selbst aus, und verhinderte dadurch, daß der Schaden nicht größer wurde, und viel Zeit, viel Geld, viel Leder oder Eisen kostete. Das ganze

Feld- und Baugeräth, welches man im Frühling und Sommer täglich zur Arbeit brauchte, mußte daher immer im Winter zuvor in vollkommenen Stand gebracht werden, weil die Handwerksleute der wenigern Arbeit wegen mehr Fleiß darauf verwenden, und mitunter auch wohlfeiler arbeiten konnten.

Um aber auch mit den Handwerksleuten leichter durchzukommen, und für ihre Arbeiten nicht immer Geld ausgeben zu dürfen, lieferte Isidor dem Schmiede statt des Geldes öfter Kohlen; den Wagner zahlte er mit Zeugholz; dem Seiler und Sattler brachte er die rohen Thierhäute und Hanf und Werch, und für den Arbeitslohn befriedigte er sie mit Stroh oder einigen Metzen Getreides. Und wie er seine Ausgaben auf solch eine Weise verminderte, so vergrößerte er auf gleiche Weise seine Einnahme.

Die Benützung des von seinem Vorfahrer so weit herabgebrachten Waldes war auch eine seiner ersten Sorgen. Mehrere Jahre getraute er sich keinen Baum umzuhauen, der das Ansehen hatte, daß er ein hoher und schöner Baum werden könnte. Wie es auf den Feldern keine nothwendige Arbeit gab, ging Isidor in das Holz, und untersuchte dort die unordentlich und übereinander gewachsenen Gebüsche. Wo die jungen Bäumchen zu dick aufeinander standen, riß er die wilden Stämme aus, damit die frischen Bäumchen durch die frische Luft, durch warmen Sonnenschein und durch reichlicheren Zufluß der Nahrungssäfte Wachsthum und Stärke erhielten. An jenen Plätzen, wo gar kein Nachwuchs von jungen Reisern zu sehen war, machte er kleine Gartenbeete, streute Saamen von bessern Gattungen des Holzes hin, und umgab einige sogar,

worin die vorzüglichsten gepflanzt worden, mit einem leichten Zaun von Stecken und Stauden. Diese Verfahrungsweise verschaffte dem fleißigen Manne schon frühzeitig mannigfaltigen und großen Gewinn in seinem Gehölze.

Der Feldbau wurde von Isidor mit nicht geringerer Sorgfalt betrieben. Vor Allem sah er auf guten Dünger, um die hinabgekommenen Gründe zu verbessern, und wieder gut zu machen. Die Wiesenverbesserung nahm er aber schon vor der Aeckerverbesserung vor. „Verbessere ich meine Wiesen nicht, sagte er zu seinem Weibe, so bekomme ich kein Heu; habe ich kein Heu, so kann ich weder viel noch gutes Vieh halten; habe ich nicht viel oder kein gutes Vieh, so kann ich die Aecker weder bedüngen noch bearbeiten.“ —

Alle Wiesen ließ Isidor zuerst mit Gräben durchschneiden, um von den naß-

sen Wiesen das überflüssige Wasser abzuführen, und dieses in die trocknen hinein zu leiten. Aschen, Gassenkoth, verfaulter Hühner- und Taubenmist wurden mit großem Fleiße und mit noch größerem Nutzen auf dem Grasboden ausgestreut, und auf nasse Gründe ganze Wägen voll Sand geführt. Die Mistpfütze, die man meistens so unbenützt aus den Höfen laufen läßt, wurde in Fässern auf die Wiesen gebracht, und dort mittelst einer kleinen Oeffnung im Fasse herausgelassen und herumgeschüttet. In der Dreschtenne und auf dem Heuboden ließ Isidor alle Gras- und Heusamen alle Jahre sorgfältig sammeln, und im Herbste auf die Wiesen hinauswerfen, damit sie vom Regen und Schnee im Winter in die Erde hineingeschwemmt, und dort zu Gras zubereitet werden sollten. Auf solche Weise wuchsen nicht allein die vorigen Grasarten höher und

felter, sondern es kamen auch immer neue und bessere dazu, und die Heuärndte konnte nicht anders, als sehr reichlich seyn. —

Bei dem Ackerbau war Isidor ebenfalls immer sehr glücklich, und dieses Glück hatte er Niemanden als sich selbst zu danken, indem er, im Feldbau ohnedieß sehr erfahren, hierin seine eigenen Regeln beobachtete. Er achtete nicht auf das, was gewöhnlich war, sondern er sah mehr auf das, was nützlich und vortheilhaft war. Nachdem er den Feldern durch fleißiges Pflügen die gehörige Lockerheit gegeben, und sie sorgfältig vom Unkraut gereiniget hatte, um alle Kräfte der Erde dem Getreide allein zuzuführen, so war er bedacht, selben auch durch guten Dünger die Fruchtbarkeit mitzutheilen. Er wendete daher alle Sorgfalt an, um viel und guten Dünger zu machen, und allen Fleiß, den

Dung vortheilhaft unter die Aecker zu bringen.

Wenn nun die Zeit zum Säen kam, so hatte wieder Niemand bessere Saamen als Isidor. Die schönsten Garben von jeder Gattung Getreid legte er gleich beim Einführen in der Aerndte besonders, und klopfte sie auf der Tenne nur so viel aus, bis die zeitigsten und größten Körner selbst heraussprangen; das vollkommene Ausdreschen verschob er auf den Winter, wo es übrige Zeit gab, und die anziehende Kälte auch die kleinen Körner hervorlockte. Manchmal kaufte er auch Saamen anders woher, aber nur von Orten, wo schlechterer Grund als der seinige war, damit die von einem magern Feld in seine fetten Aecker übersetzten Körner tiefere Wurzel, dickere Stängel und völlere Aehren trieben. Wenn nun im Frühling nach warmen Regen und heitern Sonnenschein

die grüne Saat sich hoffnungsvoll zu erheben und zu verbreiten angefangen, dann trat Isidor oft hin und wandte seine Augen gegen den Himmel, und erhob dankbar seine Hände gegen den Geber alles Guten — gegen Gott.

Es waren aber mehrere Ursachen, warum Isidors Felder immer besser standen, als die seiner Nachbaren. Diese thaten alles nur so, wie es immer gebräuchlich war, ohne nachzudenken, ob das, was ehemals gut war, auch noch gut ist. Sie trieben ihren Feldbau, so wie ihn ihr Vater oder Vorfahrer getrieben hat. Hatte der Vater dort Weizen und hier Korn angebaut, so bauten die Söhne, wenn die Wintersaat auf jene Gegend fiel, gewiß auch dort Weizen und hier Korn, ohne daß sie untersuchten, ob nicht das Gegentheil, oder wenigstens die Abwechslung besser wäre; und da es dann oft mißlang, so wußten

sie sich nicht zu helfen, weil sie die Ursache, warum es mißlingen mußte, nicht wußten. Es hatten auch seine Nachbarn von keiner andern Ackerfrucht Kenntniß, als nur von Korn, Weizen, Haber und Gerste. Diese allein säeten sie, und wenn diese mit einem Mißwachs betroffen wurden, so hatten sie eine schlechte Aerndte. Isidor aber dachte nach, ob es nicht möglich wäre, durch Anbau mehrerer Gattungen wenigstens hier und dort dem Mißwachs vorzubeugen, und durch wiederholte Versuche und Aufmerksamkeit von einigen Jahren konnte er sich mit Sicherheit auf den Anbau jener Getreidfrüchte verlegen, welche im Ankauf theurer waren, z. B. im Winterfelde des Weizens und des Dinkels, und im Sommerfelde des Sommerweizens und Sommerkornes, und achtete es nicht, wenn er bisweilen für sein Haus Korn zur Speise, und für seine Pferde Haber zum

Futter kaufen mußte, weil er durch den Weizen so viel gewann, daß er von dem halben Theil der Einnahme Korn und Haber genug kaufen, und den zweiten halben Theil als ganz reinen Gewinn zurücklegen konnte.

Aber eine Unternehmung besonders war es, wodurch Isidor seine Klugheit vorzüglich gezeigt, und wodurch er es verdient hat, reichliche Früchte seines Fleißes und seiner Bemühungen zu genießen. Die Brache, das ist, den dritten Theil seiner Felder, welcher der alten Gewohnheit nach jedes dritte Jahr unangebaut liegen mußte, wollte er benützen. Darüber sann er Tag und Nacht, davon sprach er ohne Unterlaß. „Bin ich denn nicht Herr über alle meine Felder, sagte er, und wenn ich Herr bin, warum soll ich dann den dritten Theil unbenützt liegen lassen? soll ich zusehen, wie darauf das Gras sich vermehrt, das

ich nachher nur mit großer Mühe würde ausreuten können? soll ich's leiden, daß die Felder, welche ihre Kräfte für kein Getreid vonnöthen haben, destomehr Unkraut erzeugen? können sie aber Gras und Unkraut hervorbringen, warum nicht auch etwas Nützliches?" Ich will es also versuchen, dachte sich Isidor, und mit leichtern Dingen den Anfang machen; den Dung darf ich nicht sparen, ich habe dessen genug, daran kann's nicht fehlen. Isidor steckte im folgenden Frühjahre einige Tagwerke mit Erdäpfeln an, baute Rüben, Repps und andere Arten von Feldfrüchten, und im Herbste hatte er die Freude, von den Erdäpfeln allein gegen fünfzig Schäffel einzuärndten. Dieß war lauter Gewinn, und da er einige Schäffel seiner Familie zur Speise gab, so hatte er noch überdieß auch den Gewinn, daß er einige Schäffel Getreides ersparte, nichts von dem zu melden,

was er damit seinem Viehe zu gut that. Die Unkosten für Mühe und Arbeit bezahlten das saftige Kraut und die grünen Stengel reichlich, welche im Sommer abgeschnitten das beste Futter für die Kühe gaben. Im Herbste hatte er überdieß das beste für den Kornbau zubereitete, und vom Grase gereinigte Feld erhalten, welches fürs künftige Jahr eine neue ergiebige Getreidärndte versprach. Im Frühjahre lachten ihn seine Nachbarn aus, aber im Herbste beneideten sie ihn. Aus dem verkauften Getreide, Erdäpfeln, Rüben und andern Feldfrüchten erwarb sich Isidor in fünf bis sechs Jahren, wo die Getreidpreise sehr hoch standen, eine Summe von zweitausend und sechshundert Gulden. Es waren auch seine Fristen innerhalb zwölf Jahren von neunhundert bis dreihundert Gulden herabgekommen; von diesen dreihundert Gulden kaufte er sich mit baar

erlegten zweihundert Gulden los. Das Kapital von tausend Gulden zahlte er nach und nach auch heim, und gewann so für die Zukunft, daß er nicht nur von aller Schuldenlast frei war, sondern auch die fünfzig Gulden, welche in jährlichen Fristen, und wieder andere fünfzig Gulden, die als Interesse jährlich mußten bezahlt werden.

Mit den von der übrigen Einnahme noch übrigen tausend und vierhundert Gulden führte Isidor nicht allein sein Wohnhaus, seine Ställe und Scheunen vom Grunde aus neu auf, sondern versah sie auch mit allen möglichen Einrichtungen auf eine sehr zweckmäßige Art. Alles aber, was er an Gebäuden aufführte, ward fest, dauerhaft und gleichsam für die Ewigkeit gemacht. Von Innen war alles hell, licht und luftig, und man sah an seinem Hause die kleinen Fensterlein nicht, wie man sie an

den meisten Bauernhäusern findet. Der Getreidboden war hoch, mit Fenstern versehen, und gegen Mittag und Mitternacht geöffnet, um nach Nothdurft bald den warmen Sonnenstrahlen, bald der frischen Luft den Durchgang zu gestatten. —

Wir müssen uns aber jetzt auch in des Isidors Ställe verfügen, und sehen, wie es um sein Vieh steht. Isidors Regel war, nur jene Gattungen von Vieh zu halten, welche am wenigsten kosteten und am meisten eintrugen. Unter dem Vieh zur Arbeit gab Isidor dem Hornvieh den Vorzug vor den Pferden. Da er aber dennoch Pferde haben mußte, weil er sein Getreid weit vom Hause wegzuführen hatte, so hielt er davon so wenige, als möglich war, und diese wurden von ihm gut gehalten, damit sie zu allen Zeiten im Stande wären, ihre Dienste zu leisten. Er fütterte die Pfer-

de nicht überflüssig, aber gut und kräftig, und ließ sie täglich sorgfältig putzen und reinigen.

Aber Hornvieh hielt er mehr, als er zur Arbeit brauchte, und ließ sie im Stalle mit großer Sorgfalt behandeln. Zur genauen Zeit, nach einem gewissen Maaße mit Abwechslung von Körnern und Kräutern wurden sie gefüttert. Sehr oft wurde auch Gras, Klee und grünes Wickenstroh klein geschnitten, und darunter gemengt; nicht selten auch Salz mit Kleien vermischt auf das Futter gestreut.

Im Kühestall mußte eben so genau auf seine Vorschriften gesehen werden. Da Isidor die Kühe theils der Kälberzucht wegen, theils wegen der Milch hielt, so wurde aller Fleiß angewendet, diese zwei Stücke im Kühestalle möglichst zu befördern. Keine Kalbe ließ er daher vor dem zweiten Jahre zum Stiere

bringen, damit sie selbst groß und stark wurden, und hernach auch große und starke Kälber erzeugten. Daher wurden seine Kälber vom Metzger immer gesucht und theuerer bezahlt, und wenn er welche aufzog, so wurden seine Kühe sehr groß, und seine jungen Stiere von vier Jahren waren sechsjährigen gleich. Um recht viel Milch zu bekommen, wurde den Kühen immer solches Futter gegeben, welches wässerige Bestandtheile hatte und die Milch vermehrte, z. B. im Winter Kleien, schwarzes Mehl und klein gestoßene Rüben oder Krautblätter, im Frühlinge und Sommer Gras, Klee und Kräuter.

Da wir nun Isidors ganze Hauswirthschaft so gut geordnet und eingerichtet gesehen haben, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir auch sehen, daß der verständige und fleißige Mann aus einem unvermöglichen Knechte ein

reicher Bauer geworden. Im sechsund- zwanzigsten Jahre seiner Haushaltung war der Hof wenigstens schon achttau- send Gulden werth. Das Haus stand da von Aussen einem Schlosse gleich, von Innen ist es bis oben angefüllt, die Ställe und der Stadel konnten das Vieh und Getreid kaum fassen; Felder und Wiesen glichen einem Garten; der Wald gab den herrlichsten Anblick, und aus den Kisten lachten dem häuslichen Man- ne schöne Thaler entgegen; kurz, wo man nur immer sein Auge hinwandte, sah man das Bild der ländlichen segen- und freudevollen Glückseligkeit. Sein Reichthum war die Frucht seines Nach- denkens und die Belohnung seines Flei- ßes und seiner Häuslichkeit.

Es ging freilich bei Isidor nicht immer gerade hin; oft war ein kleiner Hagel, ein Mehlthau, Reif und Nässe oder Trockne da, die ihm einen Strich

durch seine Rechnung machten; oft ein Mißwachs, welcher seine Arbeit eines Theiles vereitelte; oft ein Unfall in den Ställen bald mit einzelnen Stücken Viehes, bald mit mehreren. „Aber man muß auch mit dem Unglücke hausen können, war Isidors liebstes Sprichwort; damit man aber dieß thun kann, so muß man schon vor dem Unglück darauf hausen, damit man nicht gleich ins Verderben kommt. Spare in der Zeit, so hast du in der Noth, sagte er oft zu sich und andern. Und das Unglück, war noch ein Sprichwort von ihm, das Unglück lehrt selbst hausen. Im Unglücke sieht mans erst, wie viel man entbehren kann, ohne Noth zu leiden; da lernt man vieles benützen, was man zuvor nicht geachtet hat; da sucht man hervor, was man zuvor weggeworfen hat. Da lernt man aufmerksam,

sorgfältig, behutsam und arbeitsam seyn. —

Aber, lieber Leser! wir müssen jetzt auch noch sehen, wie sich die Sabina, sein Weib, verhalten hat.

Was Isidor in seiner männlichen Wirthschaft war, das war sein Weib, die Sabina, in ihren weiblichen Geschäften, nachdenkend, aufmerksam, sorgfältig und arbeitsam. Sie mengte sich gar nicht ein in die Anordnungen ihres Mannes, weil sie wußte, daß er nichts unternahm, was nicht weislich ausgedacht war. Er belohnte sie aber entgegen mit dem Vertrauen, daß er nichts that, was er ihr nicht zuvor gesagt, und wovon er ihr nicht Rechenschaft gegeben hätte. Wie freuten sie sich zusammen, wenn alles so ging, wie sie es wünschten, daß es gehen sollte. Oft hatte die Sabina selbst den besten Einfall, so daß ihn Isidor auch gerne aus-

führte, und dann war ihre Freude noch größer, und auch Isidor sparte da sein Lob nicht. Aber allemal war und blieb sie die Seele aller weiblichen Arbeiten und Verrichtungen. Alles ordnete sie an, alles bestimmte und regierte nur sie. Nichts durfte ohne ihr Wissen vorgenommen werden, darum ging auch alles gut von Statten.

Sie war aber auch das Weib, der das Regieren gut anstand. Sie wußte alle Arbeiten so einzurichten, daß immer eine nach der andern ordentlich folgte, ohne daß eine die andere verhindert hätte. Sie wußte, was genau in dieser Stunde mußte verrichtet werden, und was man ohne Nachtheil verschieben konnte. Sie wußte, wie viel Zeit und wie viele Hände eine jegliche Arbeit erforderte, wenn sie recht gethan seyn sollte, und wenn etwas nicht recht gethan war, so wußte sie gleich den Fehler anzugeben.

Es folgten ihr aber auch die Dienstmägde gerne, weil das Verdienst einer jeden erkannt, und immer mit freundlichen Worten oder kleinen Geschenken belohnt wurde. Sie fürchteten ihre Hauswirthin, weil sie ihre Fehler einsah, und wenn sie etwas ahndete, es nicht ohne Ursache that. Sie liebten dieselbe aber auch, weil sie niemals etwas befahl zur unrechten Zeit, oder etwas, das unmöglich war, und besonders, weil sie auch wie eine Mutter für ihr Wohl, Gesundheit und Vermögen sorgte.

Alle Speisen wurden gut zubereitet, und mehr, als hinlänglich war, aufgetragen. Mit der genauesten Ordnung ging man zu Tische und von dem Tische, nachdem man sowohl vor als nach dem Essen nach christlichem Gebrauch andächtig gebethet hatte. Es durfte niemals weder auf die Frühsuppe, noch auf das Mittag- und Nachtmahl

gewartet werden. Sabina richtete ihre Speisen nach Beschaffenheit der Arbeit und der Jahreszeit ein. Besonders hielt sie viel auf gutes, gesundes und ausgebackenes Brod, weil dieß die Leute kräftig macht. Zum trocknen Brode gab sie im Sommer Milch, Salat, Rettig, oder eine andere grüne Speise, im Herbste und Winter Obst und Erdäpfel, welche sie auf mancherlei Art zu kochen wußte.

Niemand war reinlicher, als die Sabina. Ihre Ställe mußten so rein gehalten werden, wie die Küche, und die Küche gleich einer Stube, wo alles sauber und am rechten Orte ist. Alles Küchengeschirr mußte täglich ausgespült und gereiniget werden. Alles Holz lag an einem Orte, wo keine Feuersgefahr zu befürchten war. Jede Schüssel, jeder Teller, jeder Kochlöffel, jede Pfanne, jeder Tiegel und Hafen hatte seine

Stelle, wie alle noch übrigen Küchengeräthschaften.

Mit der Milch und mit dem Schmalze umzugehen, war ihre größte Freude. Zur rechten Zeit nahm sie den Rahm von der Milch weg, und schüttete ihn in einen eigens dazu bestimmten Topf. Die saure Milch, die unter dem Rahm war, gab sie theils den Kühen zum Getränke, oder den Schweinen zum Futter, theils ließ sie selbe zu Topfen zusammengehen, wovon sie einen Theil unter die Mehlspeisen mischte, den andern dem Geflügel mit Kleien vermengt vorsetzte. Die irdenen Milchgeschirre wurden unterdessen mit heißem Wasser ausgebrühet, und an der warmen Sonne oder auf dem Ofen ausgetrocknet.

Zum Buttermachen ließ sie nicht leicht eine Magd, ausser wenn sie von ihrer Genauigkeit versichert war. Sie wußte sich auch gleich zu helfen, wenn

das Ausrühren nicht recht von Statten gehen wollte. Gegen die Hitze im Sommer stellte sie das Butterfaß in kaltes Wasser, oder über Nacht unter freien Himmel; gegen die Kälte im Winter stellte sie selbes in einen Zober mit heißem Wasser, oder auf den Ofen.

Die Sabina hatte auch in der ganzen Gegend das Lob, daß sie mit Hanf und Flachs weit besser umgehen könne, als Jemand anderer. Den Flachs säete sie selbst, da alles übrige Getreid Isidor auszusäen pflegte. Mit großer Mühe reinigte sie nicht nur das Flachsland von allem Grase, sondern sie ließ auch den Flachs, den sie bearbeiten wollte, noch etwas früher ausziehen, als er zeitig und gelb wurde, weil er auf solche Weise sich leichter und feiner bearbeiten ließ; den aber, der Saamen tragen sollte, ließ sie stehen, bis die Stengel und die Köpfe braun wurden. Beim Ha-

cheln des Flachses war sie beständig selbst gegenwärtig, sonderte das Werch sorgfältig vom feinen Flachs ab, und legte den gehechelten in schöne Reisten zusammen zum Aufbewahren. War der Flachs in manchen Jahren etwas rauher, so legte sie selben schichtenweis in eine hölzerne Wanne, bestreute ihn mit Asche, und goß siedheiße Lauge darüber, und so wurde er so weich, wie eine Seide.

Im Spinnen war die Sabina gleichfalls eine Meisterin. Feines Garn spann sie in langen Fäden mit der Spindel, und hängte die gesponnenen Stränge an einen trockenen Ort. Kam die Gespunst vom Weber als Leinwand zurück, so war sie wieder unermüdet, bis sie gut und schön weiß gebleicht wurde. Und wie Sabina im Spinnen ihres gleichen suchte, so war sie auch eine der Ersten im Nähen und Stricken. Ihre Strümpfe und einige Kleidungsstücke für ihren

Mann strickte sie immer selbst, und die Hemden, Fürtücher und Röcke nähte sie ebenfalls allein. Dabei versäumte sie aber die Nachsicht bei ihren Mägden doch nicht. Wo sichs diese oft am wenigsten vorstellten, wurden sie von ihr überrascht. Bald auf dem Felde beim Grasen, bald in den Ställen beim Füttern und Melken war sie hinter ihnen und sah nach.

Was aber die Sabina besonders Lobenswürdiges an sich hatte, war dieß, daß sie ihren Isidor noch eben so aufrichtig liebte, als sie ihn vor sechsundzwanzig Jahren lieb hatte. Sie hat ihn nie mit einem Worte beleidiget, und ihm niemals einen Verdruß gemacht, und wenn sie ihn bisweilen verdrießlich sah, so konnte sie bei Tische nicht essen, und bei der Nacht nicht schlafen, bis sie sein Gemüth mit Trostsprüchen und liebevollem Zureden ruhig gemacht hatte.

Sieh, lieber Leser! so waren Isidor und Sabina; so besorgten sie ihre Hauswirthschaft, und solche häusliche und verständige Eheleute verdienten es auch, daß sie schon frühzeitig in ihrer Wirthschaft Segen, Reichthum und Ueberfluß, und im Alter Ruhe, Vergnügen und die allgemeine Achtung genoßen; jenseits des Grabes aber werden sie erst die wahre Belohnung ihrer Pflichterfüllung und ihres Fleißes im vollen Maaße einärndten, da ihnen der himmlische Hausvater zurufen wird: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du fromme und getreue Magd, weil ihr über das Wenige, was ich euch auf Erden beschert, so treu gewaltet habt, so werde ich euch über vieles setzen. Gehet nun ein in die Freude eures Herrn.“ —

6.
Ein unerwarteter Besuch, oder — noch Eins fehlt.

Da der Gutsherr auf dem Schlosse Miltenberg immer und immer hörte, daß die Wirthschaft des Buchhof-Bauers eine wahrhafte Musterwirthschaft sey, besuchte er den Isidor eines Tages ganz unvermuthet, und nachdem er das ganze Haus und alle Felder des Isidors mit forschendem Blicke durchgangen hatte, sagte er unter andern zu ihm: „Lieber Mann! Ihr habt weder Mühe noch Unkosten gespart, euern Hof empor zu bringen, und sehr nützlich zu machen, was euch zu vielem Lobe und zu großer Ehre gereicht; aber eines fehlt doch noch. Ich sehe nirgends Hopfenbau, der, wo nicht mehr, doch eben so viel Nutzen verschafft, als der Weizenbau.“ —

Isidor, der diese Frucht nur dem

Namen nach kannte, ließ sich von dem Gutsherrn in der Sache noch genauer unterweisen, der sich dann auch erbot, ihm auf höfliches Bitten die nöthigen Schößlinge von der besten Art zu ver- schaffen, von seinen Leuten fürs erste Jahr setzen und pflegen zu lassen, und so wandelte ihn eine sehr große Lust da- zu an. Weil es ihm aber schwer fiel, seinen Getreidbau zu mindern, und kein andrer öder oder entbehrlicher Grund übrig zu seyn schien, so würde dieser nütz- liche Vorschlag des Gutsherrn doch nicht in Erfüllung gegangen seyn, wenn ihm nicht ein ganz dienlicher und hinlänglich großer Platz in die Augen gefallen wäre.

Isidor durchging quer über das Kreuz seine Gründe, und da kam er denn auch auf die Strasse, welche seinen gan- zen Hofbezirk in der Mitte durchschnitt. Lange blieb er da stehen, überdachte die- ses und jenes, endlich sagte er zu sich,

selbst: „Zu was brauche ich eine so ungeheuer breite Strasse? wenn ich einen ordentlichen geraden Weg, worauf zwei große Wägen nebeneinander Platz haben, und auf beiden Seiten hinlänglich tiefe Gräben machen lasse, fährt man bei übler Witterung und weichem Boden nicht mehr so weit auseinander, und hiemit gewinne ich zu einem prächtigen Hopfengarten überflüssigen Platz." — Diesen Gedanken eröffnete Isidor sogleich seinem Weibe, die den Vorschlag nicht anders als billigte, und die Strasse sammt dem Hopfenbeete ward noch in dem nämlichen Jahre hergestellt.

Im folgenden Frühling ging Isidor zu dem Gutsherrn nach Miltenberg, und bat ihn um die versprochenen Schößlinge, und der edle Gutsherr, der alles Gute und Nützliche mit Freude befördern half, schenkte ihm nicht nur die Schößlinge, sondern übertrug auch sei-

nen Leuten, welche die Hopfenarbeit gut verstanden, fürs erste Jahr, seinem Versprechen gemäß, die völlige Besorgung derselben.

Isidor pflanzte während der Zeit, als der Hopfengarten von den Leuten des Gutsherrn angelegt wurde, beiderseits an der neuen Strasse gute Obstbäume, und beide Anstalten gediehen in kurzer Zeit so wohl, daß nicht nur Isidor und Sabina die herzlichste Freude darüber fühlten, sondern auch die Nachbarn ihnen zu dieser Emporbringung des so tief herabgesunkenen Hofes herzlich Glück wünschten. Es kamen auch viele Leute weit her, diesen in der weiten Umgegend berühmt gewordenen Hof zu besichtigen; ja auch etwas nützliches und nachahmliches zu lernen.

7.

Hatten denn Isidor und Sabina keine Kinder?

So fragst du jetzt, lieber Leser! weil bisher von den Kindern des Isidors keine Meldung geschah. Ja wohl hatten Isidor und Sabina auch Kinder, und von diesen will ich dir jetzt erzählen, was ich weiß.

Der liebe Gott segnete den Isidor und die Sabina in den ersten Jahren ihres glücklichen Ehestandes mit drei holden Kindern, zweien Knaben und einem Mädchen; aber zum größten Leidwesen der Eltern, und besonders des Vaters, starben die zwei Knaben, einer im ersten, und der andere im zweiten Jahre nach der Geburt. Die Tochter Bertha blieb allein am Leben, was den guten Eltern in so ferne doch zum Trost war,

als sie noch ein Kind, und so einst auch einen Erben hatten.

Bertha, diese ihre einzige Tochter, erzogen die sorgsamen Eltern schon von ihrer ersten Jugend an in allem Guten, lehrten sie frühzeitig Gott kennen und fürchten, und schickten sie, als die erforderlichen Jahre zum Schulgehen da waren, fleißig in die Schule. Schon bei der Taufe eines jeden seiner Kinder sagte Isidor allemal im Stillen zu sich selbst: „Mein Kind ein Gottes-Kind! Ein Erbe des Himmels, ein Glied am Leibe Jesu Christi, und ein Tempel des heiligen Geistes! Welch eine Gnade! Welch eine Freude für mich und meine Sabina!“ Dann opferte er es Gott auf, und jedesmal war ihm, als wenn Gott zu ihm spräche: „Ich nehme dieses dein Opfer mit Wohlgefallen an; aber ich gebe es dir zurück, doch nicht als dein Eigenthum, sondern nur in

Verwahr. Aus deinen Händen fordere ich es einst wieder zurück. Schütze, ernähre, bewache und erzieh es so, daß ich immer ein Wohlgefallen daran haben, und es einst mit Vater und Mutter in meinen Himmel aufnehmen kann." — Isidor erneuerte deßhalb fast täglich den heiligen Vorsatz, die Pflichten eines Vaters getreulich zu erfüllen, und gemeinschaftlich mit der Mutter an der christlichen Auferziehung des Kindes zu arbeiten.

Die Bertha war aber auch ein Mädchen von sanftem und sittsamen Gemüthe, das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter. Ihre Aufführung war ein Spiegel für alle Kinder ihres Alters. In der Schule war sie ruhig, still und aufmerksam. Die Kinder, die sie neckten, neckte sie nicht wieder; die sie beleidigten, beleidigte sie nicht wieder. Den Armen theilte sie von ihrem Mittag-

mahle, das sie vom Hause mitnahm, etwas zu. In der Kirche bethete sie mit Andacht, und hörte die Predigt und Christenlehre mit Aufmerksamkeit an. Auf der Gasse war sie sittsam, schrie und lärmte nicht, ehrte die armen und alten Leute, und ging lieber mit erwachsenen Personen, als mit Kindern um; kurz, Bertha war ein Mädchen, das alle guten Eigenschaften eines sanften und gut erzogenen Kindes in sich vereinigte, so daß niemals von irgend einer Seite eine Klage über sie zu den Ohren ihrer Eltern kam.

Und nicht am Geiste allein, sondern auch für die Arbeit wurde Isidors Tochter von den Eltern sorgsam erzogen. Von Jugend auf an Arbeitsamkeit und Häuslichkeit gewöhnt, suchte sie alle Kreuzer, die sie von Zeit zu Zeit entweder von ihren Eltern, oder von ihren Pathen, oder von andern Freunden bald

zu ihrem Namenstage, bald zur Belohnung ihres bewiesenen Fleißes in der Schule und ihrer guten Aufführung wegen, bald wegen fleißiger Verfertigung ihrer Spinn- und Strickarbeiten erhalten hatte, in einem irdenen Sparkrug zu sammeln, um sich nach und nach, wie sie schon als Kind sagte, ein Heirathgut zu erhausen. Als sie sieben Jahre alt war, hatte sie schon so viel Garn zur Leinwand gesponnen, daß ihr die Mutter hievon ein Hemd konnte machen lassen. Eben so hatte sie auch schon in ihrem siebenten Jahre die Strümpfe, welche sie trug, selbst gestrickt, und da sie übrigens von ihren Eltern frühzeitig zu aller häuslichen und Bauern-Arbeit angehalten worden war, so bekam sie auch hierin bald eine solche Fertigkeit und Geschicklichkeit, daß ihr schon im vierzehnten Jahre ihres Alters, wo ihre Mutter einige Zeit krank gele-

gen, die Besorgung des Hauswesens an-
vertraut werden konnte.

Bertha war auch schon früh von ihrer Mutter öfters in die Stadt mitgenommen worden, wenn sie dahin Eier, Butter, Schmalz, Hühner u. dgl. zu Markte brachte, um sie auch mit dem Handel auf demselben bekannt zu machen. Dadurch hatte sie bald einsehen gelernt, daß sich mit solchen häuslichen Erzeugnissen viel in der Stadt gewinnen lasse, und sie ließ es daher an Bestrebsamkeit nicht fehlen, dergleichen Erzeugnisse zu vermehren, um sie in die Stadt bringen zu können. Das Geld, welches sie hiefür einnahm, brachte sie getreu ihrer Mutter nach Hause, die ihr dann allezeit einen Theil davon zur Belohnung schenkte, welchen sie fleißig in ihren Sparkrug legte, der nach und nach ziemlich schwer wurde. Die Mutter war inzwischen wieder besser geworden, so

daß sie nach drei Vierteljahren ihrem Hauswesen selbst wieder vorstehen konnte.

Bertha war etwas über fünfzehn Jahre alt, und es stellte sich auch bei ihr, wie es bei Mädchen von diesem Alter gewöhnlich ist, die Versuchung der Eitelkeit ein, und der Wunsch, auch so schön gekleidet zu seyn wie andere Mädchen der Umgegend, und schon war sie daran, im Stillen ihren Sparkrug in Anspruch zu nehmen; aber da aus diesem auf keine andere Weise Geld geholt werden konnte, als wenn sie ihn zu Trümmern zerschlüge, so konnte sie es doch nicht über das Herz bringen, diese Marter an demselben auszuüben; sie widerstand also dieser Versuchung, und dachte bei sich so: „Was habe ich von schönen Kleidern, diese kann ich mir allemal kaufen, wenn ich Geld habe, und die Kleider, welche mir meine Eltern schaffen, sind auch nicht so schlecht, daß

ich mich nicht darin sehen lassen dürfte, und meinen Eltern wäre es auch nicht recht, ja ich würde ihnen großen Verdruß verursachen, wenn ich den Sparkrug zerschlagen, und mit dem Gelde darin mir ein schönes Kleid kaufen würde." Und somit hatte sie der Versuchung der Eitelkeit und der Sucht nach Kleiderpracht wacker widerstanden, und von nun an war sie nur immer mehr darauf bedacht, ihren Sparkrug noch besser zu füllen, und sich in dem Hauswesen recht umzuthun.

Diesen schönen Entschluß brach die brave Bertha auch wirklich nicht mehr bis zu jenem Tage, wo sie, nachdem ihr ihre alten Eltern mit Freuden ihrer fortwährend guten Aufführung wegen den Buchhof übergeben hatten, mit einem reichen und gesitteten Bauerssohne aus der Nachbarschaft Hochzeit hielt. Erst am Hochzeittage, wo alle geladenen

Gäste bei dem Mahle versammelt waren, brachte Bertha ihren irdenen Sparkrug herbei, setzte ihn mitten auf den Tisch, und sagte: „Hier, lieber Matthias! (so hieß der Hochzeiter) bringe ich dir noch ein Heirathgut, welches ich mir von Jugend auf zusammen gespart habe; nimm es, und thu damit, was du willst.“

Der Sparkrug wurde nun zusammen geschlagen und das darin befindliche Geld aufgezählt, und siehe da! es waren mehr als hundert Gulden. Dieses Geld wurde nun in eine Schüssel geschüttet, und nach dem Willen des Hochzeitpaares und ihrer Eltern dem bei der Mahlzeit anwesenden Herrn Pfarrer von dem Hochzeiter mit der Bitte überreicht: „Herr Pfarrer! nehmen Sie dieses mit häuslicher Sparsamkeit erworbene Geld in Verwahr, und es sey als Heirathgut bestimmt für dasjenige arme Mäd-

chen in ihrer Pfarrei, welches sich so, wie meine Bertha, durch Rechtschaffenheit, Häuslichkeit und Sparsamkeit ausgezeichnet haben wird. Hiernach dankte Matthias öffentlich Gott, eine solch brave Tochter mit so einem guten Anwesen zum Weibe bekommen zu haben, und den Eltern wie allen Anwesenden standen Freudenthränen in den Augen. —

8.

Eine besondere Freude in Isidors Hause war auch — der Haus- und Ehefriede.

Im Hause des Isidors und der Sabina war sowohl unter ihnen selbst, als auch mit weniger Ausnahme unter ihren Dienstbothen immer Friede und gute Eintracht. Sie nahmen schon keine Dienstbothen in das Haus, von denen sie schon zum Voraus wußten, daß sie zank- und streitsüchtig seyen. Sie

selbst leuchteten ihren Dienstleuten als friedliche Eheleute immer mit einem guten Beispiele vor, und wie die Hausleute sind, sind auch meistens die Dienstbothen. Was Isidor und Sabina sich einander vor dem Altare des Herrn versprochen hatten, nämlich daß sie einander lieben, eines dem andern nachgeben, eines das andere in Geduld ertragen, und so miteinander in Friede und Einigkeit hausen und leben wollen, das hielten sie treulich bis zu ihrem Tode. Sie wollten sich schon einerseits der öffentlichen Schande nicht preisgeben, ihrem vor Gott und seinem Priester gegebenen Versprechen untreu zu werden, und anderseits waren sie zu gewissenhaft und fürchteten, sich einer großen Verantwortung vor Gott auszusetzen, wenn sie im täglichen Unfrieden leben, und nicht friedlich und einig unter sich seyn würden. Sie wollten überhaupt jenen frommen Eheleuten

gleich seyn, die, weil sie recht friedlich in Liebe, Treue und Einigkeit zusammen leben, ihrem Ehestande Ehre machen, wo hingegen diejenigen den heiligen Ehestand auf die schändlichste Weise bemakeln, die im selben die Liebe so bald erlöschen, und dafür Zank und Hader einnisten lassen.

„Es kann unter solchen Eheleuten einmal nichts zusammengehen, sagte daher Isidor oft zu Sabina, wo Mann und Weib unter sich uneins sind, es muß das eine wahrhafte Hölle seyn, unter solchen Leuten und in einem solchen Hause zu wohnen. Wie kann bei solchen Leuten Gottes Segen seyn?"

Sabina. Ja, du hast recht, lieber Mann, entgegnete Sabina. Ich denke, weder in der Hauswirthschaft, noch weniger in der Kinderzucht kann in einem solchen Hause etwas zusammen gehen, wenn Mann und Weib nicht

eines Herzens und Sinnes sind; wenn jedes nur nach seinem Kopfe thut, was es will und mag, oder oft gerade dem andern alles zum Trotze thut. Unmöglich kann bei solchen Leuten etwas Gutes und Ersprießliches herauskommen."

Isidor. „Und noch größer, liebes Weib, erwiederte Isidor, ist der Schaden, den Zank und Hader unter den Eheleuten stiftet in Hinsicht auf die Kinderzucht. Wenn z. B. eines so und das andere anders redet, oder was ein Theil den Kindern befiehlt, der andere verbiethet, oder wenn Vater und Mutter selbst die Kinder gegen sich aufhetzen — um Gottes Willen! was muß da aus solchen Kindern werden? Eimal, wie nur jene Erziehung allein Gutes stiften und bewirken kann, wo Vater und Mutter vereint zusammenhelfen, so kann unmöglich aus einer Erziehung was Gutes hervorgehen, wo die Eltern un-

ter sich selbst nicht eins sind, und nicht zusammen stimmen."

Sabina. „Und solche unfriedliche Eheleute geben auch den Dienstbothen ein schlechtes Beispiel, und haben gemeiniglich wenig oder gar keinen Einfluß mehr auf sie. Was Wunder dann, wenn die Dienstbothen auch unter sich beständig uneins sind, immer zu zanken und zu streiten haben, und eines dem andern nicht nachgeben will — sie sehen ja ein gleiches an ihren Hausleuten."

Isidor. „Und das Schlimmste, liebe Sabina, ist erst der Schaden, den sich solche Eheleute dadurch zufügen, daß sie sich an ihrer Seele schwerlich versündigen, und bei ihrem Unfrieden auch die einstige Seligkeit auf's Spiel setzen."

Nachdem Isidor ausgeredet hatte, schwiegen sie eine kleine Weile im Gedanken über das, was sie zusammen

über den Haus- und Ehefrieden gesprochen haben, dann reichten sie sich einander die Hände, und gelobten von Neuem, daß sie auch fortan, wie sie es bisher gethan haben, friedlich und einig zusammen leben wollen. Und wie sie das gelobten, so hielten sie es auch, und immer und immer war ihr eheliches Leben friedsam und einig, und nicht einmal die geringste Wolke des Unfriedens trübte es. Und wie sie selbst im beständigen Frieden und Einigkeit zusammen lebten, so waren auch die Dienstleute immer friedlich unter sich, und wie sich ein kleiner Unfriede unter denselben bemerkbar machte, legten ihn die guten, die friedliebenden Eheleute sogleich in Güte bei.“

9.

Die Sonn- und Festtage auf dem Buchhofe.

„Aus dem, wie Einer die Feiertage hält, kann man am besten den guten oder schlechten Christen kennen lernen, sagte Isidor gar oft zu seinen Hausleuten.“ Es war daher immer eine seiner Hauptsorgen als Hausvater, daß die Sonn- und Feiertage in seinem Hause und von seinen Leuten auf eine rechte und erbauliche Weise gehalten wurden.

Schon gleich nach seiner Verehelichung führte Isidor in seinem Hause den schönen Gebrauch ein, daß er an jedem Sonn- und Feiertage vor dem Gottesdienste in der Kirche mit seinen Hausleuten eine gemeinschaftliche Frühandacht hielt, wobei er immer selbst den Vorbether und öfters auch gewissermassen den Prediger machte; denn so oft er

neue Dienstbothen in das Haus nahm, stellte er diesen allezeit am ersten Feiertage darauf die Wichtigkeit der Sonn- und Festtagsfeier bedeutsam vor, wo er sie beiläufig so anredete: „Lieben Leute! den Feiertag recht heiligen heißt nach Gottes Geboth, diesen Tag der Andacht und der Ruhe mit guten Gedanken und gottseligen Werken zubringen. Dahin muß also schon früh Morgens unser ernstlicher Vorsatz gerichtet seyn, und so oft wir an diesen Tagen neue und schöne Kleider anziehen, sollen wir uns erinnern, daß nach diesem kurzen und mühevollen Leben für den guten Christen eine herrliche Auferstehung und die ewige Ruhe folgen wird.“ —

Dem Gottesdienste und besonders der Predigt und Christenlehre mußten alle seine Leute in ihrer Pfarrkirche beiwohnen. „Der Hirt soll seine Schafe kennen, und die Schafe sollen ihren

Hirten hören und ihm folgen," waren immer Lieblingsworte des Isidors. Nur diejenigen von seinen Hausleuten, welche kochen, oder während der Kirchenzeit das Haus bewachen mußten, weil sein Hof auf einer Einöde stand, durften abwechslungsweise in die Frühmesse gehen.

Wie der Gottesdienst in der Kirche geendet war, und die Leute aus der Kirche nach Hause kamen, wurde immer, ehe man sich zu Tische setzte, entweder vom Isidor selbst, oder von seiner Tochter, oder von einem Dienstbothen, welcher lesen konnte, das treffende Evangelium vorgelesen, und alle, welche dem Gottesdienste in der Kirche beigewohnt hatten, mußten denen, die an demselben Sonn= oder Festtage zu Hause waren, allezeit etwas aus der Predigt oder Christenlehre erzählen, zu welchem Isidor dann oft noch den Zusatz machte: „Meine lieben Leute! glaubet ja nicht, als

wäre mit der alleinigen Anhörung einer Predigt schon alles geschehen. Bei Leibe nicht! denn es ist ein großer Unterschied zwischen Anhören und Anwenden. Das Anhören einer Predigt allein macht das Ganze nicht aus. Die Hauptsache ist immer, daß man das Wort Gottes auch zu Herzen nimmt, das Gehörte bei sich in der Stille überdenkt, und dann auch getreulich zu befolgen suchet. Das, lieben Kinder! das ist beim Predigthören die Hauptsache, das will der liebe Gott; er will nämlich, daß wir seinem Worte gehorsamen, und fleißig thun sollen, was er haben will." —

„Mit dem Gottesdienste in der Kirche, und mit der Andacht am Vormittage endiget sich aber der Sonn- oder Festtag noch nicht, bemerkte Isidor seinen Hausleuten oft und immer. Es ist auch Nachmittag und auf den Abend noch Feiertag, sagte er. Auch diese Zeit muß

an den Feiertagen gut zugebracht werden, wenn man ein guter Christ seyn will." Es war daher in seinem Hause eingeführt, daß alle Feiertage, wenn in der Küche, im Hause und in den Ställen das Nothwendigste besorgt war, eine halbe Stunde etwas Nützliches aus einem geistlichen Buche vorgelesen wurde, wobei sich alle Dienstbothen einfinden mußten. War in der Kirche Nachmittags-Andacht, so ermunterte Isidor seine Dienstleute zum fleißigen Besuch derselben, wie er selbst nie ausser einem dringenden Geschäfte davon abwesend blieb.

Isidor erklärte aber auch seinen Hausleuten von der Seite alles, was an den Feiertagen ohne Sünde geschehen oder nicht geschehen darf. Gott verlangt zwar nicht von uns, bemerkte er oft gelegenheitlich, daß wir an den Feiertagen unausgesetzt bethen, oder den Andachtsübungen beständighin obliegen;

wir dürfen uns an diesen Tagen auch erholen, und eine unschuldige Freude oder erlaubte Ergötzlichkeit genießen, nur muß dieß mit Mäßigung, Zucht und Bescheidenheit geschehen. Es ist auch das nicht gefehlt, sagte er, wenn an den Sonn- und gebothenen Feiertagen die Mutter für die Kinder, oder der Dienstboth für sich etwas arbeitet, flicket oder nähet; nur müssen sie den übrigen Tag gut und zu ihrem Seelenheil anwenden, und nicht, wie so viele andere glauben, wenn sie nur einer heiligen Messe beigewohnt haben, so sey das Kirchengeboth schon erfüllt; den übrigen Tag dürfen sie dann ganz nach ihrem Belieben verwenden. Da sind diese Leute müssig, und im Müssiggange verfallen sie auf sündhafte Gedanken und Werke. Viele berauschen sich, sitzen halbe Tage, oft noch bis in die späte Nacht hinein im Wirthshause; es wird lange und theuer gespielt, leichtfer-

tig und üppig getanzt; oft wird bei der Zeche, bei allerlei Besuchen und nächtlichen Heimgarten unkeusches Gespräch geführt und aller Muthwillen getrieben. Das, lieben Leute, das ist nicht recht; das heißt die Sonn- und Feiertage unverantwortlich entheiligen." —

Nun weißt du also, lieber Leser! wenigstens einigermassen, wie auf dem Buchhofe die Sonn- und Feiertage gehalten worden. Erbaulicher und nützlicher, sage ich dir, können sie wohl nirgends gefeiert werden. Es wirkte aber auch Isidors Beispiel auf viele seiner Nachbarn; denn das gute Beispiel ist so fruchtbar und so ansteckend, daß demselben, ohne sich daran zu erbauen, kaum ein einziger Mensch widerstehen kann.

10.

Was hielten die Nachbarn von Isidors und Sabinä Hauswirthschaft, und wie standen sie zu ihnen?

Wie alles in der Welt seine Lobredner und seine Tadler hat, so war dieß auch, und besonders gleich anfänglich, bei Isidor und Sabina der Fall. Einige sagten: „Diese guten Leute werden sich nicht leicht hausen und schwerlich fortkommen. Die Schulden sind zu viel, und der Hof ist einmal zu tief hinunter gekommen; die Sabina noch immer kränklich; Isidor zu jung und noch viel zu wenig erfahren, einen so großen Hof, wie der Buchhof ist, wieder in die Höhe und aus den Schulden zu bringen; die Dienstbothen sind heutiger Zeit böse, faul und untreu, besonders wenn sie wissen, daß man ihnen nicht immer nachsehen kann. Bekommen sie viele Kin-

der, giebt es ein Miß- oder Schauerjahr, geht ein und anderes Stück Vieh darauf, ist eines oder das andere eine Zeit lang krank, brennt ihnen Haus oder Stadel oder beides zusammen weg, so können sie sich gar nicht mehr helfen. Sie kommen dann immer tiefer in die Schulden, können kein Interesse mehr bezahlen, und kommen so endlich gar auf die Gant. Ja, ja! man wird es vielleicht in kurzer Zeit sehen, daß es mit diesen jungen und unerfahrnen Leutchen so und nicht anders gehen wird.“ —

Andere hingegen sagten: „Isidor und Sabina stehen sich wie geschaffen zusammen. Sie sind beide recht arbeitsam und häuslich, sie schwingen sich schon heraus. Der Anfang ist überall schwer; wenn sie schon jetzt Schulden haben, das thut nichts; wo etwas zusammen geht, läßt sich viel erhausen. Isidor war immer ein sehr fleißiger und geschickter

Dienstknecht. Der Heinzelbauer, bei welchem er sieben Jahre im Dienste stand, liebte ihn wie seinen eigenen Sohn, und oft sagte er von ihm: „Isidor wird gewiß einmal ein braver und glücklicher Hausvater. Und dieß sagen und behaupten auch jetzt noch viele von ihm, und wir sagen es auch. Man muß den jungen Leuten nur nicht gleich Anfangs alles Glück und Fortkommen absprechen; dieß benimmt ihnen allen Muth und Lust und Liebe zur Arbeit. Wir wetten darauf, wenn sie der liebe Gott einige Jahre ohne besonderes Unglück durchkommen läßt, so kommen sie bald aus den Schulden, und werden zuletzt noch reiche Leute." —

So ging das Gerede über Isidor und Sabina lange Zeit nach ihrer Verehelichung hin und her, aber, ehe zwei Jahre verstrichen, waren die Tadler schon mehr als halb bekehrt. Isidor,

wie wir gehöret haben, machte in seinem Hause und bei seiner Wirthschaft die trefflichsten Anordnungen; er besorgte und schlichtete alles auf das Beste und Häuslichste, und weil er und sein Weib dabei auch Gott nicht vergaßen, so hatten sie Glück und Segen in Allem, was sie unternommen hatten. Beschämt traten nach wenigen Jahren seine Tadler nicht nur zurück, sondern sie lobten ihn sogar nachher noch weit mehr, als sie ihn früher getadelt hatten; sie beobachteten alle seine Anordnungen in und außer dem Hause sehr genau, und machten ihm dann selbst vieles nach. Und so gewann sich der brave und verständige Isidor in kurzer Zeit nicht nur alle Achtung und Liebe, sondern auch das besondere Vertrauen seiner Nachbarn.

Isidor war aber auch in jeder Hinsicht ein gar guter Nachbar, der den Leuten nur Liebes und Gutes und

alles that, was ein Mensch dem andern aus Einsicht, Erfahrung und guten Herzen leisten kann. Er war zur Tags- und Nachtszeit zu jeder nachbarlichen Gefälligkeit und zu allen Liebesdiensten bereitwillig, und half oft sogar geistigerweise, wovon ich nur ein einziges Beispiel zum Beweise anführen will.

Isidor hatte zum nächsten Nachbar einen jungen Hitzkopf, mit dem er große Noth hatte. Diesem war die Welt hinten und vorne nicht recht, und er glaubte, es müsse gerade alles so gehen, wie er es sich einbildete. Er räsonnirte über Fürsten und Regierungen, über Pfarrer und Schullehrer, über Schul- und Gemeinde-Einrichtungen. Wenn nun so etwas nicht nach seinem Kopfe ging, so lief er dem Isidor in das Haus, und sprudelte vor ihm seinen ganzen Grimm aus. Isidor hörte ihn immer ganz gelassen an, und wenn er fertig war,

hatte er immer ein paar Sprüche in Bereitschaft, die er ihm, wie niederschlagendes Pulver, in den Mund steckte: „Nun, nun, sagte Isidor, nur nicht mit der Thüre ins Haus, und mit dem Kopfe durch die Mauer. Ich und du werden die Sache nicht ändern, Nachbar! Denkst du denn, die großen Herren kehren sich an deinen Aerger? sie lachen dich brav aus, und wenn du es zu arg machst, so stecken sie dich ins Amthaus.“

Ein andermal kam derselbe Nachbar in einer gleichen Hitze zu Isidor, und dießmal gab er ihm gar keine Antwort, sondern führte ihn in seinen Garten. Sie kamen zu einem Apfelbaume. Diesen Baum, sagte Isidor, habe ich selbst gepflanzt und veredelt, und er trägt nun kostbare Aepfel. Mein Gartennachbar ist der Gemeindevorsteher; denn sein Feld da draussen stößt zunächst an meinen

Garten. Da haben mir seine Buben wieder eine Lücke durch den Zaun gerissen, und den halben Baum abgeleert, ehe die Aepfel noch reif sind.“ — Und das leidest du, Nachbar? schrie ihm jetzt der Sprudelkopf in seiner Hitze entgegen. Ich würde die Buben hauen, daß ihnen das Blut vom Rücken laufen müßte.“ — „Ja, da würde ich schön ankommen, antwortete ihm Isidor. Ich habe es einmal mit einer Ohrfeige probiert, und der Gemeindevorsteher trägt sie mir noch nach, und ist mir noch immer gehässig. Ich hab's dem Herrn Pfarrer und dem Schullehrer geklagt, diese aber wollen ihm auch nichts anhaben. Ich fragte den Ortsrichter, was ich thun sollte. Der verlangte Zeugen; die Buben nehmen aber keine mit, und wenn ich auch Jemand zum Zeugen aufrufen will, so spricht dieser: „Um deiner wenigen Aepfel willen mag ich

mir den Gemeindevorsteher nicht zum Feind machen.“ Was ist nun da zu thun? „Was da zu thun ist, antwortete hitzig der Nachbar, den Garten verkaufen und das Haus auch mit, und sich anderwärts ankaufen. Diese Leute meinen sonst, man müsse sich alles gefallen lassen, und sich stille halten, wenn sie einem auch die Haut über die Ohren abziehen.“ —

Ei, bei Leibe nicht, erwiederte Isidor ganz ruhig dem hitzigen Nachbar. Vom Hautabziehen hat man in unserm Lande doch noch nichts gehört. Sieh da, wie du den Mund gleich wieder so voll nimmst, und aus jedem Bettel eine Wichtigkeit machst. Es soll freilich Länder geben, wo den Leuten, die als Feinde gefangen werden, wirklich die Haut über die Ohren gezogen wird, und wo man sie, wie den heiligen Laurenz, bratet. Wenn du nun dort lebtest und in

ihre Hände kämest, was wolltest du machen? Du müßtest dir halt auch die Haut abziehen und dich braten lassen. Lieber Nachbar! wenn mir etwas nicht nach meinem Kopfe geht, so denke ich, andere Leute haben auch ihre Köpfe; oder wie wäre es, wenn ein Erdbeben mein Haus verschüttet, ein Blitz es anzündet, oder wenn mich der Schlag gerührt hätte? Wie war es denn, als mir der Tod meine Kinder nahm, und meinen Kummer nicht achtete? O es gibt sehr viele Zufälle, wo der arme schwache Mensch durchaus gar nichts thun kann, sie abzuwenden; wo ihm kein Unmuth und Grimm, kein Heulen und Weheklagen etwas hilft. Er muß still halten, und hat nur noch ein einziges Mittel, nicht um sich zu retten sondern sich im höchsten Unglücke zu beruhigen." — „Und welches Mittel wäre denn dieses?" fragte der Nachbar hastig

den Isidor. „Ei, ei, antwortete er, und sein Angesicht klärte sich auf. Dieß Mittel kennst du nicht? Nun gut, ich will dir eine Geschichte erzählen, und dann wirst du wohl merken, welches Mittel ich meine und im Sinne habe.“ —

Die Geschichte hat sich in alten Zeiten und einem Lande zugetragen, wo der König alles ist, und alle seine Unterthanen nur Sklaven sind, wo nun eben deswegen der Aberglaube recht zu Hause war. Der König war krank und wurde immer kränker, je mehr sich seine Aerzte bemühten, ihn durch ihre Kunst zu retten. Es wurde daher zu einem Einsiedler geschickt, der allgemein als Wahrsager galt, und daher alles hätte wissen sollen. Der Einsiedler läßt zurück sagen: Der König könne nur vom Tode gerettet werden, wenn einem ganz gesunden Knaben der Kopf abgeschlagen, geschwind das Herz herausgerissen, und

dieses Herz warm auf die kranke Brust des Königs gelegt würde: dann hätte der Tod sein Opfer, und der kranke König seine Gesundheit. Der König glaubte, vermuthlich weil er sehr krank und eben etwas irre war, es würde sich sogleich an seinem Hofe ein junger Mensch freiwillig dazu anbiethen, und eine solche Ehre zu schätzen wissen. Allein da war keiner mehr zu hören und zu sehen. Alle hatten sich geflüchtet.

Jetzt geht die Bothschaft durch's ganze Land, wer den König auf die vorbeschriebene Weise durch sein Kind retten würde, sollte so und so viele tausend Goldstücke erhalten. Und sieh! da tritt ein Vater herein mit einem wunderschönen Knaben an der Hand. Der Knabe bleich und zitternd; der Vater mit gierigen Augen nach den blanken Goldstücken, die neben dem bloßen Schwerte schon auf dem Tische lagen. Die Ju-

gend und die Schönheit des Knaben machten einen solchen Eindruck auf das Herz des Königs, daß es ihm war, als wenn etwas menschliches in ihm erwachte. Er kommt auf den Einfall zu fragen, ob es denn auch recht wäre, einen Menschen zu schlachten, damit er das Leben erhielte. Er läßt geschwind seine geheimen Räthe rufen, und legt ihnen diese Frage vor. „Wie kann da eine Rede von Unrecht seyn, sprachen diese Schmeichler, da jeder Unterthan die Pflicht hat, sein Leben für Euer Majestät hinzugeben? Wie kann ferner das Leben dieses armen und unbedeutenden Menschen nur in Betrachtung kommen gegen die unschätzbare Erhaltung Euer Majestät, an der das Wohl des ganzen Reiches hängt! Und endlich Allergnädigster! sind ja Sie es nicht, die den Knaben hinrichten lassen, sondern sein Vater selbst, dem Sie sein Kind mit einer so großen Summe Gel-

des gnädigst zu bezahlen allerhöchst geruhen."

Der kranke König mußte doch noch einen Zweifel an der Darstellung seiner Räthe haben. Ruft mir den Oberpriester, befiehlt er. Dieser bestättiget aber nicht nur die Aussprüche der Räthe, sondern drückt noch das letzte Siegel darauf. „Es ist der Wille der Götter, sagte er. Den haben Sie, mein König! in dem Ausspruche eines Weisen gehört, der das Mittel zu Ihrer Genesung angerathen, und diesen erkennen Sie auch an der Bereitwilligkeit, mit welcher dieser treue Unterthan sein Kind hergibt, die nur durch höhere Leitung zu erklären ist."

Nun so sey es! rief der König. Der Knabe war unterdessen zitternd und zagend auf die Kniee gesunken. Der Hals wird ihm entblößt. Der Henker ergreift das Schwert. Da hebt der

Knabe die Augen gen Himmel und lächelt. „Was lachst du? fragte der König. Weißt du nicht, daß dir jetzt der Kopf abgeschlagen wird?“ Das weiß ich, antwortete der Knabe, und dieß macht meine Seele und mein Angesicht so heiter. Mein Vater hat mich verkauft. Diese hier haben meinen Tod für recht erklärt. Die Priester sagen, mein Tod sey der Wille der Götter. Ich kniete und weinte und flehte vor deinem Thron, o König, und du sprichst: Nun so sey es. Mit dir ist die Reihe aller Gerechtigkeit und Hilfe auf der Erde für mich geschlossen, was bleibt mir übrig, als zum Himmel zu blicken, und mich zu freuen, daß ich jetzt dahin gehe, wo es anders seyn wird?“ Der König wurde erschüttert, schloß den Knaben an sein Herz und sagte: „Kind! du sollst nicht sterben,“ — und der König wurde bald darauf gesund.

Nun, lieber Nachbar! sagte jetzt Isidor, weißt du nunmehr mein letztes Mittel? Ja, ich weiß es, antwortete ihm dieser, fiel an seine Brust, wurde immer gelaßner, und hatte nachher oft Gelegenheit gehabt, zum Himmel zu blicken und zu lächeln. —

So half Isidor diesem seinem Nachbar am Geiste, und auf eine gleiche Weise half er jedem, der zu ihm kam, eben so gerne und freudig in leiblichen Dingen, wann und wie er nur konnte. —

Wahrhaftig! solche Nachbarn sind Goldes werth, und wer so einen nicht schätzen würde, der müßte kein christliches Herz im Leibe haben. Es schätzten und liebten ihn aber auch alle seine Nachbarn, so wie sie einmal seine Einsicht, seine Erfahrung und sein gutes Herz kennen gelernt hatten, und so viel auch Einige anfänglich über ihn zu sagen wußten, so ganz gewogen wurden ihm nachher

auch diese, so daß ich mit gutem Grunde behaupten kann: Isidor habe zuletzt gar keinen Feind mehr gehabt. O ein seltenes Beispiel eines guten und verständigen Nachbars! und ich wünschte, daß Jedermann einen solchen Nachbarn hätte. —

Aber auch eine eben so gute Nachbarin wünschte ich gleichfalls allen Nachbarsleuten, wie die Sabina, Isidors Weib, gewesen, von derer Wohlthätigkeits-Sinn ich nur einen einzigen Zug erzählen will.

Anton Veith war im nächsten Dorfe am Buchhofe ein ehrlicher Schneider, bei welchem Isidor und Sabina, so lange sie hausten, immer arbeiten ließen. Er hatte sich und seine Kinder zwanzig Jahre hindurch ehrlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stand ein einfaches ländliches Mahl auf ihrem Tische, bisweilen auch Fleisch und auf die Festtage

ein Braten. Aber in einem Jahre, da schon die Felder grün waren, die Veilchen blühten, die Lerche sang, und Jedermann glaubte, der Frühling wäre vorhanden, fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte, und die Leute bis an die Kniee im Schnee waten mußten. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee — da sah es noch trauriger aus. Die Bauern besuchten ihre Felder, aber ach, der Schnee hatte sie größtentheils alle verwüstet! Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weizen und Korn bedeckt waren, standen weit über die Hälfte leer, und auf andern war die Saat überaus dünne. Da herrschte allènthalben ein großer Jammer. Die Aerndte kam, und das Weheklagen wurde noch größer. Viele Bauern ärndteten kaum so viel, daß sie wieder anbauen konn-

ten, wenige so viel, als sie für ihr Haus nöthig hatten, und die allerwenigsten konnten von ihrem Vorrathe etwas verkaufen. Daraus entstand große Noth. Sonst waren in den Städten die Getreidmärkte mit Wägen bedeckt; aber jetzt kam nur selten eine Fuhr mit Getreid in die Stadt. Und wenn diese kam, so drängten sich allemal fünfzig und mehrere Personen, die alle Brod für sich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhr herum und riefen: „Wie theuer dieß Getreid? ich — ich — ich will es kaufen." Da forderten denn die Bauern für ihr Getreide immer mehr. Alle Wochen wurde es theurer, und der arme Schneider Veith erfuhr dieß ganz besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brod gebraucht hatte, da mußte er jetzt zwei, dann drei, dann vier und endlich fünf Groschen schicken.

Und gleichwohl konnte er mit seinen

Nadel eben nicht mehr, als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in große Noth. Weil er fast alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, so konnte er erst kein Fleisch, hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe und trocknes Brod war schon seit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, womit sich seine Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabei vergnügt, und dankten dem lieben Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließ.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern im Dorfe waren fast so arm, wie er. Sie mußten viel Geld hergeben, um Speise zu kaufen, daß sie sehr wenig auf Kleider verwenden konnten. Wenn dann ihre Kinder kamen und klagten: „Lieber Vater, ich brauche einen Rock oder ein Mieder;" so wurden sie immer mit der

Antwort zurückgewiesen: „Lieben Kinder, es ist jetzt eine harte Zeit, und da ist an ein Kleiderkaufen nicht zu denken.“ —

Auf diese Art mußte der gute Meister Veith manche Woche drei bis vier Tage sitzen, ohne daß er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollten er und seine Kinder alle Tage essen. Da ward es ihm schwer um das Herz! Er nahm jetzt sein weniges Zinn und verkaufte es. Als das daraus erlöste Geld ausgegeben war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Leinenzeug, und endlich sogar die noch guten Kleider seiner Kinder. Aber nun hatte er auch nichts mehr zu verkaufen. Es kam mit ihm so weit, daß er einmal des Morgens aufstand, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brodes nehmen sollte. Seine Kinder standen um ihn herum, nahmen ihn bei der Hand und riefen voll Hunger: „Ach,

lieber Vater, Brod, uns hungert gar so sehr.“ Da hätte ihm vor Jammer das Herz zerspringen mögen. Doch er faßte sich und tröstete die Kinder. Diesen Morgen, lieben Kinder, sagte er, werdet ihr wohl noch fasten müssen, aber zu Mittage sollt ihr euch alle satt essen.

„Aber woher, fragten die Kinder wehmüthig, willst du denn zu Mittage für uns Brod bekommen?“ — Der Vater zeigte ihnen gegen Himmel, wendete geschwind sein Angesicht hinweg, denn die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und lief in die nächste Kammer. Da fiel er auf seine Kniee, seufzte und bethete: „Ach mein Gott! ach Vater! sieh meine Kinder! es sind ja auch deine Kinder. Willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verhungern? Du ernährest ja die Vögel des Himmels alle und gibst den Raben ihr Futter. Unmöglich

kannst du meine Kinder verhungern lassen; nein, das kannst du nicht; du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheren." — So bethete er und hoffte gewiß, daß der liebe Gott ihm ein Mittel zeigen werde, seinen Kindern ein Mittagessen zu bereiten. Schon eine Viertelstunde hatte er hin- und hergesonnen, ob er nicht etwas finden könne, Brod zu schaffen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Da trat seine jüngste Tochter in die Kammer und sagte, daß die Buchhof-Bäuerin ihn zu sprechen verlange. Er ging heraus, und die Bäuerin fragte ihn, ob er sich getraue, in zwei bis drei Tagen ein neues Kleid für sie und ihre Tochter zu machen. Sie müsse dasselbe nothwendig haben, weil sie nebst ihrer Tochter auf den nächsten Sonntag zu einer Primizfeier geladen wäre. O

gerne, gerne, antwortete er freudig und bath sie, in die Stube zu gehen.

„Und damit ihr, sagte die Sabina, als sie in die Stube trat, mit mehr Freude arbeiten möget, so habe ich euch einige Lebensmittel mitgebracht.“ Sie zog einen ziemlich großen Handkorb unter dem Fürtuch hervor, und alle Kinder drängten sich herbei, um zu sehen, was in demselben seyn möchte. Da zog sie ein Brod heraus, dann Erbsen, endlich auch noch Butter und geselchtes Fleisch.

Die Kinder schlugen jetzt in die Hände, sahen sich einander an, und eines nach dem andern kehrte sich um, und fing an zu weinen. Der Vater konnte ebenfalls auch mit nichts antworten, als mit Thränen.

„Was ist denn das? was ist denn das?“ fragte die Sabina voll Verwunderung. Da erzählte ihr der erfreute

Vater die betrübten Umstände, in denen er sich mit seinen Kindern befunden hätte.

Die gute Sabina, die ohnedieß sehr weichherzig war, weinte nun auch mit, und freute sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hatte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle entschloß, ihrer noch länger zu genießen. „Von nun an, lieber Veith, sagte sie, sollt ihr in keine so große Noth mehr kommen. Ich will davon gleich meinem Manne erzählen. Wir haben von den vorigen Jahren noch so viel Getreide auf unserm Boden, daß wir euch alle ernähren, und doch noch etwas verkaufen können. Kommt also nur allemal zu uns, so oft ihr kein Brod mehr habet. Mein Mann hat gewiß nichts dagegen. Wir haben ja auch eine Tochter; wer weiß, wo es ihr und uns der liebe Gott

wieder segnet. Lebt wohl, und verlaßt euch auf mein Wort!" —

Die ganze Familie war vor Freuden, wie außer sich. Sobald das gute Weib, die Sabina, fort war, bereiteten sie ein Mittagsessen und genoßen es. Das schmeckte! So wohl schmeckte es damals keinem Fürsten in ganz Deutschland, als diesen Leuten, denen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte. Sie dankten aber auch recht herzlich dem lieben Gott, der allemal da, wo die Noth am größten, auch mit seiner Hilfe am nächsten ist.

Als diese ächtchristliche und wohlthätige Handlung der Sabina in der Umgegend bekannt wurde, liebten und schätzten sie die Leute noch mehr, und allgemein hieß es: „So helfen aber auch nur Leute, wie Isidor und Sabina sind, denen der liebe Gott alles Gute in den Sinn giebt." —

11.

Was hielt man auf dem Buchhofe von abergläubischen Thorheiten und Meinungen?

Oft kamen Leute aus der Nachbarschaft auf den Buchhof in Heimgarten, und erzählten da zuweilen von allerlei Unfällen, die ihnen im Stalle, auf dem Wege, im Hause oder anderswo begegnet wären; allein Isidor, der auf dergleichen Narrheiten und Alfanzereien nie etwas gehalten hatte, sondern sein ganzes Vertrauen allezeit auf Gott allein setzte, suchte ihnen dieselben immer, so viel ihm nur möglich war, auszureden und zu benehmen. Hier nur ein Paar Beispiele zum Belege.

Einmal erzählte ein Nachbar, der ein Weber war und nur eine einzige Kuh im Stalle hatte, in seiner Stube, wie diese auf einmal aufgehört hätte,

Milch zu geben, wo sie doch zuvor immer den Hafen reichlich mit Milch angefüllt hatte. Ich denke mirs nicht anders, sagte der abergläubische Nachbar, als der Kuh muß die Milch von bösen Leuten, oder wohl gar von einer Hexe genommen werden. Ich suchte schon unter der Schwelle der Stallthüre nach, konnte aber nichts von einer Hexerei antreffen. Ich schickte vorgestern zum Hansbauern nach Kaltenbrunn, der in der ganzen Revier als Wunderdoktor bei dergleichen Verhexungen bekannt ist. Dieser malte gleich beim Eintrittt in den Stall an allen vier Wänden Kreuze und andere seltsame Figuren an. Man mußte darauf der Kuh etwas Milch abzapfen, inzwischen Feuer auf dem Heerd machen, und sobald man die Milch in eine eiserne Pfanne gebracht hatte, mit Dornstöcken darauf losschlagen. Den folgenden Tag, sagte er, sollen wir alle Gesichter der

alten Weiber im Dorfe ansehen, ob nicht von den Dornschlägen tiefe Scharten auf einem derselben zu sehen wären. Allein man ward nichts gewahr, und die Kuh giebt dessen ohngeachtet noch keinen Tropfen Milch, und kostete mich doch der Plunder einen Gulden und zwölf Kreuzer."

Isidor lachte laut auf und sagte: „Das glaube ich gern, Nachbar! Aber wie du doch so einfältig seyn und solche Alfanzereien glauben kannst, die dich noch obendrein Geld kosten! Laß doch die gesunde Vernunft über dich Meister werden. Bei solchen Fällen muß man zuerst immer auf die natürliche Ursache denken und nicht gleich auf die widernatürlichen. Was ich davon halte, lieber Nachbar, ist, daß die Kuh sich selbst die Milch aussaugt. Gieb nur fleißig auf die Kuh Acht, wenn du sie im Stalle hast, und laß auch den Kuhhir-

ten auf der Weide auf sie Acht haben, und ich wette, die vermeintliche Hexe ist die Kuh selbst.“ —

Der Nachbar Weber machte es so, wie Isidor ihm gesagt hatte. Er folgte seinem Rath, und schon am folgenden Nachmittage bemerkte der Kuhhirte, wie die Kuh sich selber die Milch aussog. Dieser führte Tags darauf den Weber auf den Platz hin, wo er dieß selbst beobachten konnte, und da überzeugte er sich dann augenscheinlich, daß der verständige Isidor recht gehabt, und der Kuh die Milch nicht von bösen Leuten oder von einer Hexe, sondern von ihr selbst genommen worden. —

Ein andermal begegnete dem Bauer Isidor auf dem Kirchenwege ein Weib, dessen Mann erst ohnlängst gestorben war. „Grüß euch Gott, Nachbarin, sagte Isidor sehr freundlich zu ihr. Wie geht es euch denn jetzt, seitdem ihr die

Hauswirthschaft allein zu führen habt? Ich denke, der liebe Gott wird euch schon in seinen heiligen Schutz nehmen, und mit seinem weisesten Rathe euch beistehen." — „Ja, ja, entgegnete ihm das Weib, das hoffe ich; aber ich lebe ja so nicht mehr lange," sagte sie. Warum denn das, Nachbarin? erwiederte Isidor.' — „Habt ihrs denn noch nicht gehört, sagte sie, daß, als mein Mann auf dem Brett lag, man ihm die Augen nicht schließen konnte, und das Licht an seiner Leiche nur schwach brannte. Dieß ist ein sicheres Zeichen, sagen die Leute alle, daß mich mein Mann bald abholen wird; und wenn er mich abholen will, so hole er mich nur bald, denn wenn ein Stein vom Himmel fällt, so fällt er ohnehin auf eine Wittwe." — „Ei, ei, liebe Nachbarin, versetzte ihr Isidor, dem ist nicht so, wie ihr meint und euch die Leute sagen.

Sorgt euch nicht! Daß das Licht bei der Leiche eures seligen Mannes schwach brannte, das ging ganz natürlich so zu. Seine Leiche umgaben viele Nachbarn, denn er war ein guter und dienstfertiger Mann, welchen jedes schätzte und liebte. Das Licht, das bei seiner Leiche stand, brannte nur wegen den angehäuften Dünsten der vielen Leute, die in der Stube waren, sehr schwach; und daß euer Mann die Augen nicht geschlossen hat, dieß hat auch gar nichts zu bedeuten. Ihr werdet dieß nach einiger Zeit selbst bekennen müssen, daß ich euch die Wahrheit gesagt habe. Merket euch dieß nur einstweilen." — Isidor und die Wittwe gingen auseinander, und ehe ein halbes Jahr verging, feierte dieselbe Wittwe Hochzeit, und beim Wiederzusammentreffen sagte ihr Isidor leise in das Ohr: „Habe ich nicht recht gehabt, Nachbarin! Wie grundlos war also der Schrecken,

den der Aberglaube euch verursacht hat.“ —

Und dergleichen abergläubische Geschichten hatte Isidor selbst auch einige Male in seinem eigenen Hause zu beschwören.

Eines Morgens erzählte einer seiner Knechte bei der Frühsuppe, daß er in verwichener Nacht wieder gar sehr von einer Drude gequält und gedrückt worden wäre, so daß er wirklich gemeint habe, seine letzte Stunde sey da. Isidor konnte sich über diese Albernheit kaum des Lachens enthalten. Um aber sowohl ihm als auch den übrigen Dienstbothen richtige Begriffe über diesen Aberglauben beizubringen, sagte er: „Lieber Görg! Die vielen unnützen Sorgen, womit du dich immer abhärmst, und die vielen Nudeln, die du gestern vor dem Schlafengehen noch gegessen hast, sind die Ursache, daß der Lauf deines Geblütes dadurch gestört, und so jenes Unding ge-

schaffen wurde, das du die Drude nennest, die nie in Gottes Schöpfung, sondern blos in der leeren Einbildung abergläubischer Menschen ihr Daseyn haben kann.“ —

An einem heißen Sommertage lief auf einmal die Oberdirne aus dem Stalle und auf die Sabina zu, und schrie schon von Weitem aus vollem Halse: „Ach, die Milch, welche heute die rothe Kuh gab, ist nicht weiß, sondern blau, und immer wird sie blauer. Für die rothe Milch, sagte sie zur Bäuerin, hat uns der Kalendermacher schon ein Mittel gelehrt. Aber bei der blauen Milch da hat der Schwarze gewiß seine kohlschwarzen Hände drinn.“ — O du Närrin! sprach die Sabina, da müßte ja die Milch schwarz und nicht blau seyn. Sorge dich nicht! Auch das Vieh hat zuweilen natürliche Krankheiten, welche mit natürlichen Mitteln leicht zu heilen

sind. Isidor weiß schon ein Mittel dagegen. Es wird da bald geholfen seyn. Am folgenden Tage nahm die Sabina Eichenlaub, Sanückel, Schafgarben, von jedem vier Hände voll. Termentillwurzel ein halbes Pfund, rothen Bolus und Alaun von jedem ein Viertelpfund. Dieses alles stieß sie zu einem Pulver zusammen, und gab davon der Kuh täglich 3 — 4 mal zwei Loth jedesmal, und die Milch wurde wieder so schön, als je. —

Sieh da, lieber Leser! so gar nichts hielten die braven Eheleute auf dem Buchhofe von den abergläubischen Thorheiten. Ob wohl die Leute diesen ihren vernünftigen Vorstellungen auch Gehör gegeben haben, das kann ich dir zwar mit Gewißheit nicht sagen, aber das möchte ich allen abergläubischen Leuten rathen und wünschen, daß sie ihre albernen Meinungen von Druden, Hexen und

Zauberern, die Gott und die heilige Religion entehren, ablegen, oder doch wenigstens auf ihre Kinder nicht fortpflanzen sollten. —

12.

Ehre, denen Ehre gebührt.

Der Gutsherr zu Miltenberg, der, wie wir bereits vorhin schon gehört haben, Isidors und Sabinens vortreffliche Haus- und Feldeinrichtungen an Ort und Stelle selbst besehen, und dabei bemerkt hatte, mit wie vielem Fleiße, Geschicklichkeit und Ausdauer diese braven Eheleute in kurzer Zeit den so tief hinabgekommenen Buchhof wieder emporgebracht haben, machte davon gleich nach seiner Heimkunft der landesfürstlichen Regierung die Anzeige, worin er geziemendst bat, die Verdienste dieser braven Eheleute durch ehrenvolle Anerkennung auf irgend eine Weise zu belohnen.

Die landesfürstliche Regierung las mit besonderm Wohlgefallen diesen Bericht des Gutsherrn, und beförderte ihn unverweilt mit Gutachten an die Hofstelle des Landesfürsten. Der gnädigste Fürst, der in Beziehung auf Ackerbau und Landeskultur durch weise und wohlthätige Verordnungen ohnehin schon öfters sein höchstes Wohlgefallen ausgesprochen, und alle jene Landbewohner huldvollst zu belohnen zugesichert hatte, welche sich hiedurch wesentliche Verdienste eigen machen würden, sendete nach vier Wochen zwei goldene Ehrenmünzen an seine Regierung mit dem gnädigsten Auftrage: „Sie unverweilt dem Gutsherrn zu Miltenberg mit dem Bedeuten zuzustellen, dieselben unter angemessener Feierlichkeit nebst seinem allerhöchsten Wohlgefallen den braven Besitzern des Buchhofes auszuhändigen.“ —

So wie der erfreute Gutsherr die-

sen ehrenvollen Auftrag des gnädigsten Landesfürsten durch höchstdessen Regierung erhalten hatte, veranstaltete er sogleich die Feierlichkeit zur Ueberreichung dieser ehrenden Denkzeichen auf den folgenden Sonntag nach geendetem Gottesdienste, und lud dazu den Herrn Ortspfarrer, die Gemeinde-Verwaltung und sämmtliche Pfarrgemeinde ein. Am bestimmten Tage kam der Gutsherr festlich gekleidet in einer ganz neuen Kutsche, und zwar mit dem Glockenschlag 10 Uhr auf dem Buchhofe an. Isidor und Sabina erschienen in ihrer höchsten Galla und küßten dem hohen Gutsherrn ehrfurchtsvollst die Hand. Nachdem sie der Gutsherr gleichfalls freundlichst gegrüßt und ihnen zu dem heutigen Ehrentage herzlich Glück gewünscht hatte, nahm er sie zu sich in die Kutsche, und unverweilt ging es dem Gemeinde-Haus zu, wo die feierliche Ueberreichung der

ehrenden Denkzeichen nach Befehl des Gutsherrn geschehen werde. —

Wie sie zur Grenze des Pfarrdorfes kamen, empfingen sie der Herr Pfarrer, die Schuljugend mit ihrem Lehrer und die Gemeinde-Verwaltung nebst einer großen Anzahl Menschen aus der Umgegend, welche sowohl den hohen Gutsherrn, als die heute zu ehrenden buchhofischen Eheleute freundlichst begrüßten. Sie stiegen aus der Kutsche. Vier Knaben und vier Mädchen waren besonders zierlich gekleidet, und nachdem der Gutsherr und der Herr Pfarrer den Isidor und die Sabina in ihre Mitte genommen hatten, trat die Schuljugend und die Gemeinde-Verwaltung voraus, und die vier schön gezierten Knaben und Mädchen streuten Blumen, bis man im Gemeindehause angekommen war, welches für diesen Ehrentag zwar nur länd-

lich, aber schön und niedlich ausgeziert war.

Nachdem jedes seinen bestimmten Platz eingenommen hatte, und die Versammlung still und ruhig horchte, hielt der Gutsherr eine eindringliche Rede an die Versammlung, worin er zu verstehen gab, wie der gnädigste Landesfürst immerhin bedacht sey, ausgezeichnete Unterthanen zu ehren und zu belohnen, und daß sie nur recht viele Nachahmer unter dem Landvolke finden möchten. Wie der Gutsherr ausgeredet hatte, nahte er sich mit sichtbarer Freude dem Isidor und der Sabina, und heftete die ihre Verdienste ehrenden Denkzeichen an ihre Brust mit den Worten: „So ehren Fürst und Vaterland fleißige und bestrebsame Unterthanen! Hoch lebe der Landesfürst!“ — Freudenthränen rollten sowohl dem geehrten Ehepaare, als auch allen Anwesenden aus den Augen, und

alle wünschten zu ihrer wohlverdienten Auszeichnung ihnen herzlich Glück. Die Schuljugend überreichte den Geehrten unter Pauken und Trompetenschall einen schön gewundenen Blumenkranz, und sang am Schlusse ein Lied. —

Nach beendigter Feierlichkeit im Gemeindehause kehrten die Festtheilnehmer zu einem ländlichen Mittagmahl, welches der edle Gutsherr auf seine Kosten bereiten ließ, in das Gastwirthshaus des Dorfes zurück. Niemand, der zur Feierlichkeit besonders geladen war, blieb zurück. Anmuthige Geselligkeit, Frohsinn und eine gut besetzte ländliche Musik würzte das Mahl. Wie aus einem Munde erschallten am Ende des Festmahles unter Pauken und Trompetenklang die Toaste, welche dem gnädigsten Landesfürsten, dem geehrten Ehepaare, dem edlen Gutsherrn und seiner hohen Familie und sämmtlichen Festtheilneh-

mern mit herzlichster Freude dargebracht wurden.

Nicht minder froh äußerten sich auch die übrigen Landbewohner in gesonderten Zirkeln ehrbar und ruhig, bis der Gutsherr und dessen Familie ihre Heimreise angetreten, und nach und nach sich auch alle übrigen verloren hatten. —

13.

Beschluß der Geschichte.

Isidor und Sabina sind denn von uns in jeder Hinsicht als ein vortreffliches Muster der ehelichen Liebe und der häuslichen Sorgfalt jeder Art zu bewundern. Dieß beurkundet die ganze Geschichte. — So bedenklich es auch immer bei ihrer Verheirathung aussah, und so wenig Gutes die Leute ihnen prophezeiten, so ließen sie doch den Muth nicht sinken. Sie vertrauten mit ganzer Zuversicht auf Gott; sie waren

fromm, häuslich und arbeitsam, und der liebe Gott segnete ihr Mühen und Sorgen reichlich und augenfällig.

Wenn die Sabina, als der schwächere Theil, über so manche Beschwernisse des Ehestandes unruhig ward und Bedenken äußerte, beruhigte sie Isidor immer gleich wieder, wenn er sagte: „Liebes Weib! der Ehestand hat einmal so viele und so verschiedenerlei Beschwernisse, daß man im selben ohne Gotteshilfe und ohne Tugend nicht aushalten könnte. Aber bethen wir nur täglich zu Gott um Geduld, leiden wir nichts Böses in unserm Hause und unter unsern Leuten, und handeln und wandeln wir stets in aller Gerechtigkeit und in heiliger Furcht vor dem Herrn, dann können wir ruhig seyn, und geduldig zuwarten und uns denken: „Auf Regen schickt der liebe Gott immer wieder warmen Sonnenschein.“ Und diese Trost-

worte erheiterten dann allezeit gleich wieder Sinn und Herz der Sabina.

Wie denn nach einiger Zeit alles in ihrem Hauswesen gut von Statten ging, und der Segen Gottes ihnen von allen Seiten her zuleuchtete, waren sie deßhalb nicht übermüthig. Sie dachten an die Tage der Noth, und verschwendeten nichts auf Kleiderpracht oder auf andere unnütze Dinge; sie verwendeten alles nach Gottes heiligem Willen, und vergaßen auch der Armen nicht.

Ihre einzige Tochter, die Bertha, die ihnen der Himmel beim Leben ließ, erzogen sie mit aller Sorgfalt und Liebe, wie wir bereits vorhin schon gehört haben. Schon damals, als Bertha noch ein kleines Kind war, ermunterten sich die Eltern wechselseitig zur gottseligen Auferziehung derselben, und pflegten darüber öfters eine lehrreiche Unterredung. Isidor sagte: „Wenn wir unserm Kinde nicht

schon frühzeitig Gott über alles lieben und fürchten lehren, so ist alles andere vergebens. Die Gottesfurcht allein hält dort von der Sünde zurück, und ermuntert uns zur Tugend, wo uns kein Mensch sieht; und wenn diese unsere Tochter nicht hat, so ist sie verloren. Daher dürfen wir nie unterlassen, sie durch das Andenken an Gott vom Bösen ab und zum Guten anzuhalten. Sonst wird sie bald auch alle Ehrfurcht gegen uns verlieren."

Sabina. „Das ist auch ganz wahr, lieber Isidor, entgegnete ihm Sabina. Aber wir müssen auch ferner noch auf der Hut seyn, daß wir selbst unserer Bertha nicht im mindesten zum Anstoße werden, weder durch unsere Reden, noch durch unsere Handlungen, damit sie einst nicht sagen kann: Wenn dieses oder jenes Sünde wäre, wie man mich belehren

will, so würden es mein Vater und meine Mutter gewiß nicht gethan haben."

Isidor. „Da hast du recht, liebes Weib, antwortete ihr Isidor, und ich meine, so sehr wir uns davor zu hüten haben, daß unsere Tochter von uns selbst nichts Böses lernt, eben so wenig dürfen wir uns durch blinde Liebe gegen sie einnehmen lassen, und besonders jetzt, wo sie noch klein ist. Wir dürfen ihr daher keinen Ungehorsam, keine Widersetzlichkeit und besonders nichts Unanständiges und Sündhaftes nachsehen. Du weißt ja, wie das Sprüchwort sagt: Die Bäumlein muß man biegen, wenn sie noch klein und zart sind."

Sabina. „Aber auch getreulich zusammenhelfen müssen wir, lieber Isidor, und was der Vater gebiethet, muß auch die Mutter gebiethen, und was die Mutter abstellt, muß auch der Vater abstellen. Gehorcht unsere Tochter nicht

gleich auf's erste Wort, so ermahnen wir sie, daß sie gegen Gott sündiget, weil sie uns, als seine Stellvertreter, nicht achtet. Und erfolgt noch kein Gehorsam auf das zweite Wort, dann müssen wir schärfer seyn, und bei wiederholter Widersetzlichkeit zur Züchtigung greifen. Ein Vater, der mit der Ruthe sparsam ist, hasset sein Kind, sagt Salomon (Sprüchw. 13, 24.), wer es aber liebt, züchtiget es bald."

Isidor. „Du sagtest da die lauterste Wahrheit, liebe Sabina! Aber auf Eines muß ich dich da doch noch aufmerksam machen, und dieses Eine ist, daß wir ja nie im Zorne strafen; denn im Zorne straft man leicht zu viel, man wünscht und flucht, und lehret die Kinder in der Hitze gleichfalls so handeln und fluchen. Warten wollen wir also daher immer, wenn es gezüchtiget seyn muß, bis sich die erste Hitze gelegt hat;

dann stellen wir dem fehlerhaften Kinde sein Vergehen vor, damit es erkenne, daß es gefehlt habe, und so wisse, warum es gestraft wird."

Sabina. „Ja, lieber Mann, so wollen wir es machen, und thun wir in Allem das Unsrige, so wird der liebe Gott gewiß auch das Seinige thun." —

Und so sorgsam sich Isidor und Sabina die erste und vornehmste Pflicht der Eltern — die christliche Auferziehung ihrer Tochter angelegen seyn ließen, eine eben so sorgfältige Aufsicht hielten sie auch auf ihre Dienstbothen. Diese mußten sich genau an die vom Isidor wohl überdachte und eingeführte Hausordnung halten, und die ihnen übertragenen Arbeiten pünktlich besorgen. Das geringste Unrecht, welches zur Kenntniß des Isidors und der Sabina kam, blieb keinen Augenblick ungeahndet. Dagegen aber hielten sie selbe wie Kinder, so daß sie

ihnen nie das Harte eines Dienstbothen fühlen ließen. An Kost und Lohn bekamen sie gemeiniglich mehr, als bedungen war, und wie sie ihnen auch sonst einen Dienst oder eine Gefälligkeit erweisen konnten, geschah es von Beider Seite mit aller Liebe und Bereitwilligkeit, und so fehlte es ihnen nie an guten Dienstbothen, wie auch die Dienstbothen selbst nirgends lieber als bei ihnen waren.

Mit welcher Liebe und nachbarlicher Hilfe endlich Isidor und Sabina zu ihren Nachbarsleuten, so wie zu jedem andern Menschen standen, mit welchen sie nur immer in Verkehr kamen, ist ohnedieß in der Geschichte selbst sattsam nachgewiesen. Und so wandelten Isidor und Sabina von der Stunde ihrer Verehelichung an als ein Muster wahrhaft christlicher Eheleute, und als ein Vorbild häuslicher und arbeitsamer Unterthanen, bis zu ihrem gottseligen Tode,

und Gott, Fürst und Vaterland ehrten und liebten sie. —

Lieber Leser! mache es auch so wie die braven Eheleute Isidor und Sabina, sey fromm, arbeitsam und häuslich, und suche deinen Gott im Gange deines Lebens, und auch du wirst ihn sicherlich finden, und unter seiner Obhut Segen und gute Tage haben.

Im Verlage von G. J. Manz (Krüll'sche Universitätsbuchhandlung) zu Landshut ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig von Granada homiletische Predigten auf das ganze Kirchenjahr.

Aus dem Lateinischen übersetzt von

J. P. Silbert.

1r Bd. gr. 8. (22½ Bogen.) 2 fl. od. 1¼ Thlr.

Es erscheinen hier zum ersten Male die Predigten eines so ausgezeichneten Gottesgelehrten auf Verlangen Vieler in einer getreuen deutschen Uebersetzung von dem in der katholischen Literatur so hoch geachteten J. P. Silbert, der dies Werk als einen Beweis dankbarer Verehrung dem durchlauchtigen Herrn Fürsten Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst ꝛc. weihte, gewiß die schönste Zierde!

Das Ganze wird etwa 4 — 6 Bände stark, deren Erscheinen ununterbrochen fortgeht, so daß das Ganze binnen 1 — 1½ Jahr vollendet ist. —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneid, Johann Nepomuk,

Erzählungen

Bd.: 3

Landshut u.a. 1835

Paed.pr. 3289-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761194-7